

SPRACH REPORT

D 14288

Informationen und Meinungen
zur deutschen Sprache
Herausgegeben vom
Institut für Deutsche Sprache
Mannheim
Heft 3 / 2018, 34. Jahrgang

Direktorenwechsel am IDS:**1**

Pressemitteilung vom 25.7.2018

3

Programm des Festakts

4Angelika Linke
Laudatio**14**

Pressemitteilung vom 8.6.2018

16Ibrahim Cindark
Flüchtlinge in beruflichen
Qualifizierungsmaßnahmen.
Kommunikative Probleme
und Lösungen bei der
Verständigung**26**Mark Dang-Anh/Konstanze
Marx/Matthias MeilerOffen, unabhängig, interaktiv.
Das Journal für Medienlinguistik
stellt sich vor**32**Andreas Gardt
Konstruktivismus und Realismus.
Grundpositionen linguistischer
Theorie**44**Damaris Nübling
Und ob das Genus mit dem
Sexus. Genus verweist nicht nur
auf Geschlecht, sondern auch auf
die Geschlechterordnung**52**Isabell Neise
Bericht über die 21. Arbeits-
tagung zur Gesprächsforschung
vom 21.-23. März am Institut für
Deutsche Sprache (Mannheim).
Rahmenthema: Vergleichende
Gesprächsforschung**56**Michael Rödel
Nachhaltige Politik? *Nachhaltigkeit*
und *nachhaltig* im Spiegel der
Koalitionsverträge von 1998-2018

IMPRESSUM

Herausgeber:

Institut für Deutsche Sprache
Postfach 10 16 21
68016 Mannheim

<www.ids-mannheim.de>

Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft

 Diskutieren Sie den
SPRACHREPORT auf unserer
facebook-Seite:
www.facebook.com/ids.mannheim

Redaktion:

Annette Trabold (Leitung),
Hagen Augustin, Ralf Knöbl,
Doris Stolberg, Eva Teubert,
Redaktionsassistenz:
Theresa Schnedermann,
Carolin Häberle, Sandra V. Steinert

Satz & Layout:

Sonja Tröster

Bezugsadresse:

Institut für Deutsche Sprache
Postfach 10 16 21
D-68016 Mannheim
Tel. +49 621 1581-0

Digital:

<www.ids-mannheim.de/sprachreport>

E-Mail: sprachreport@ids-mannheim.de

Herstellung:

Morawek, 68199 Mannheim
gedruckt auf 100% chlorfrei
gebleichtem Papier

ISSN 0178-644X

Auflage: 2.100

Erscheinungsweise: vierteljährlich
Printversion einschließlich Versand:
10,- € jährlich, Einzelheft: 3,- €

Hinweis:

Die SPRACHREPORT-Redaktion
befürwortet einen Sprachgebrauch,
der Frauen und Männer gleichstellt.
Sie überlässt es aber den Autorinnen
und Autoren, ob sie genderneutrale
Ausdrücke verwenden oder nicht.

STAUFERMEDAILLE IN GOLD FÜR DEN SCHEIDENDEN DIREKTOR DES INSTITUTS FÜR DEUTSCHE SPRACHE

Die baden-württembergische Forschungsministerin Theresia Bauer überreichte im Rahmen des offiziellen Festakts zur Verabschiedung des scheidenden Direktors des Instituts für Deutsche Sprache in Mannheim (IDS) Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Ludwig M. Eichinger die Staufermedaille in Gold in Anerkennung seiner besonderen Verdienste um das Land als persönliche Auszeichnung des Ministerpräsidenten Winfried Kretschmann.

„Sie haben die deutsche Sprache in hervorragender Weise vertreten und für ihren Stellenwert geworben.“ Mit diesen Worten ehrte die Ministerin Theresia Bauer als erste Festrednerin Ludwig M. Eichinger, der über sechzehn Jahre das Institut für Deutsche Sprache in Mannheim geleitet hat und Ende des Monats in den Ruhestand geht. Sie überreichte ihm im Rittersaal des Schlosses Mannheim die Staufermedaille in Gold für seine ausgezeichneten Verdienste als Wissenschaftler und „Botschafter der deutschen Sprache“. Damit habe er „das IDS und die Region mit der ganzen Welt verbunden“. Sie lobte insbesondere auch Eichingers Idee und langjähriges Engagement, neben dem Institut für Deutsche Sprache unter dem Dach der Leibniz-Gemeinschaft ein Museum, das „Haus für die deutsche Sprache“, zu eta-

blieren. Denn die Idee, Wissen über Sprache und Kommunikation einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen, sei in „einer Welt der Mehrsprachigkeit und einer Welt des digitalen Wandels“ hochspannend und relevant für unsere Gesellschaft. Dieses Projekt verdiene Unterstützung „von Bund, von Land, von Kommunen und auch von weiteren Akteuren“. Sie sicherte zu, für „die Realisierung und Weiterentwicklung dieser Idee“ weiter mit einzutreten.

Auch Dr. Peter Kurz, Oberbürgermeister der Stadt Mannheim, sieht im „Haus für die deutsche Sprache“ ein „gemeinsames Herzensanliegen“, das die ohnehin enge und gute Kooperation zwischen Stadt und IDS noch erweitern würde. Das Haus sei „einen ganz großen Schritt vorangekommen“ und die Stadt Mannheim signalisiert ihre Unterstützung durch die Bereitstellung eines prominenten Grundstücks. Der Oberbürgermeister beglückwünschte den scheidenden Direktor zu einer „außerordentlich erfolgreichen Zeit“ und dankte ihm, dass er durch die leidenschaftliche Ausübung seines Amtes als „Gesicht der deutschen Sprache“ gewirkt und dadurch auch immer

ein bisschen das „Gesicht der Stadt Mannheims“ mitrepräsentiert habe. Zahlreiche Gäste aus Wissenschaft und Politik, darunter u.a. das Bundesministerium für Bildung und Forschung, die Leibniz-Gemeinschaft, die Universitäten Mannheim und Heidelberg, die Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz sowie der DAAD, sprachen ein kurzes Grußwort zur Würdigung Ludwig M. Eichingers.

Die Laudatio hielt Prof. Dr. Angelika Linke, langjährige Vorsitzende des Wissenschaftlichen Beirats des IDS. Sie stellte den Sprachwissenschaftler, den IDS-Direktor und Ludwig M. Eichinger als Person ins Zentrum ihrer Rede. Als Sprachwissenschaftler habe Eichinger in der enormen Breite seiner Forschungsgebiete stets die Ganzheit der Sprache im Blick gehabt und Sprachwissenschaft als „Wissenschaft vom Menschen“ betrieben. Seine Devise als Direktor sei gewesen „Dinge möglich machen! Aber kritisch begleiten.“ Bei dem Gefühl, das der Mensch Ludwig Eichinger gegenüber der deutschen Sprache hege, handle es sich um „Liebe“, so die Laudatorin. „Hätte er im 18. Jahrhundert gelebt, hätte er vielleicht eine Sprachgesellschaft gegründet.“

Im Anschluss an die Laudatio übergaben IDS-Mitarbeiterinnen und -Mitarbeiter eine sechsbändige Festschrift mit dem Titel „Germanistische Sprachwissenschaft um 2020“, die demnächst auch online frei zugänglich sein wird.*

Zum Schluss des Festaktes, der durch barocke Lautenmusik und den IDS-Chor musikalisch umrahmt wurde, dankte Ludwig M. Eichinger dem Festkomitee, dem Institut und allen Wegbegleiterinnen und Wegbegleitern sowie seiner Familie. Er betonte, dass „ein Direktor niemals allein etwas macht“ und dass für das erfolgreiche Führen eines wissenschaftlichen Forschungsinstituts besonders auch die Verlässlichkeit der Politik und Geldgeber von beträchtlicher Bedeutung sind. ■

Das Institut für Deutsche Sprache (IDS) ist die zentrale außeruniversitäre Einrichtung zur Erforschung und Dokumentation der deutschen Sprache in ihrem gegenwärtigen Gebrauch und in ihrer neueren Geschichte. Es gehört zu den 93 Forschungs- und Serviceeinrichtungen der Leibniz-Gemeinschaft. Näheres unter: <www.ids-mannheim.de>, <www.facebook.com/ids.mannheim> und <www.leibniz-gemeinschaft.de>.

* Zwischenzeitlich ist die Festschrift unter folgendem Link abrufbar: <www.degruyter.com/view/serial/496081>



Theresia Bauer (Ministerin für Wissenschaft, Forschung und Kunst des Landes Baden-Württemberg) überreicht die Staufermedaille in Gold an Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Ludwig M. Eichinger
Foto: keskin-arts.com

Festakt zur Verabschiedung des Direktors des Instituts für Deutsche Sprache, Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Ludwig M. Eichinger

23. Juli 2018

Mannheimer Schloss

Moderation: Prof. Dr. Arnulf Deppermann

Musikalische Begleitung: Christian Zimmermann (Barocklaute)

PROGRAMM

Musikalischer Auftakt

John Playford: »Green Sleeves« Divisions on a Ground

Sylvius Leopold Weiß: Bourrée

Grußworte

Prof. Dr. Arnulf Deppermann (IDS): Begrüßung

Theresia Bauer (Ministerin für Wissenschaft, Forschung und Kunst des Landes Baden-Württemberg)

Ministerialdirigentin Dr. Angelika Willms-Herget (Unterabteilungsleiterin Forschungsorganisationen,

Bundesministerium für Bildung und Forschung, BMBF)

Dr. Peter Kurz (Oberbürgermeister der Stadt Mannheim)

Prof. Dr.-Ing. Matthias Kleiner (Präsident der Leibniz-Gemeinschaft)

Prof. Dr. Sunhild Kleingärtner (Sprecherin der Sektion A der Leibniz-Gemeinschaft)

Prof. Dr. Mechthild Habermann (Vorsitzende des Wissenschaftlichen Beirats des IDS)

Bernhard Jorek (Vorsitzender des Vereins der Freunde des IDS)

Norbert Volz (Vorsitzender des Betriebsrats des IDS)

Musikalisches Intermezzo

Sylvius Leopold Weiß: Prélude

Johann Sebastian Bach: Fuge (BWV 995)

Grußworte

Prof. Dr. Ernst-Ludwig von Thadden (Rektor der Universität Mannheim)

Prof. Dr. Dr. h.c. Bernhard Eitel (Rektor der Universität Heidelberg)

Staatssekretär a.D. Dr. Josef Lange (Vorsitzender des Rats für deutsche Rechtschreibung)

Prof. Dr.-Ing. Reiner Anderl (Präsident der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz)

Dr. Dorothea Rüland (Generalsekretärin des DAAD)

Festrede

Prof. Dr. Angelika Linke (Universität Zürich/Schweiz und Universität Linköping/Schweden)

Frau Linke ist ordentliche Professorin für Deutsche Sprachwissenschaft an der Universität Zürich/Schweiz und hat seit 2000 zudem eine ständige Gastprofessur am Forschungskolleg Sprache und Kultur der Universität Linköping/Schweden inne. Von 2008 bis 2018 war sie Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats des IDS und seit 2010 dessen Vorsitzende.

Musikalisches Intermezzo

Johann Sebastian Bach: Präludium (BWV 1007)

Sylvius Leopold Weiß: Ciaconne – Alternatim – »Que savez-vous«

Vorstellung und Überreichung einer Buchpublikation

Prof. Dr. Andreas Witt, Prof. Dr. Angelika Wöllstein, Prof. Dr. Stefan Engelberg, Prof. Dr. Arnulf Deppermann, Dr. Albrecht Plewnia, Dr. Marc Kupietz, PD Dr. Roman Schneider

Abschließende Worte

Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Ludwig M. Eichinger

Musikalischer Abschluss

IDS-Chor (Leitung: Dr. Ulrich H. Waßner)

Im Anschluss laden wir zu einem Empfang im Gartensaal ein.

Angelika Linke ist Professorin für Deutsche Sprachwissenschaft an der Universität Zürich.

Von 2010 bis März 2018 war sie Vorsitzende des Wissenschaftlichen Beirats des Instituts für Deutsche Sprache in Mannheim.

Frau Ministerin,
Frau Ministerialdirigentin,
Herr Oberbürgermeister,
Herren Präsidenten, Magnifizensen,
liebe Kolleginnen und Kollegen,
meine Damen und Herren,
und vor allem:

Sehr geehrter Herr Direktor,
Lieber Ludwig!

Wie für viele aus der Zunft germanistischer Linguistinnen und Linguisten hat auch für mich das IDS immer schon zu meinem wissenschaftlichen Leben gehört. Und zwar – auch das wie für viele – in Form seiner Jahrestagungen. Meine ‚erste‘ war die Jahrestagung zur Dialogforschung (schon dieser Bezeichnung merkt man im übrigen an, dass das lange her ist), das war 1980, ich war gerade in Zürich Assistentin geworden, und mit der Reise nach Mannheim hab ich mir damals wohl auch meine neue Rolle als Forscherin semiotisch angeeignet. Denn die Jahrestagungen vermittelten ja nicht nur Fachwissen aus erster Hand, sondern waren auch so etwas wie linguistisches Hollywood: Da sah man sie alle, die man nur von Buchdeckeln und Aufsatztiteln her kannte, da kriegte die Forschungsge meinschaft, in die hineinzuwachsen man etwas unsicher im Begriff war, konkrete Gesichter.

Mit den Jahren gehörte man dann immer ein bisschen mehr dazu, das war beinahe so etwas wie ein Indikator wissenschaftlichen Erwachsenwerdens, und die Jahrestagungen wurden im Takt damit ein Fixpunkt im akademischen Kalender. Denn in Mannheim hörte man nicht nur den Vorträgen der Kollegen und Kolleginnen zu, man traf diese auch: Die bilateralen Arbeitsgespräche und die kleineren und grösseren Sitzungen am Rande der Jahrestagungen gehörten und gehören zu deren speziellem Profil.

Als dann nach der langen Ära Stickel – Gerhard Stickel war für mich wie wohl für viele so etwas wie die Inkarnation des IDS geworden – ein Nachfolger berufen werden sollte, wurde dem die entsprechend grosse Aufmerksamkeit zuteil: Da ging es ja nicht nur um eine Professur, sondern um die Leitung eines hochpotenten

Forschungsinstituts, das zudem eine Schnittstellenfunktion zwischen Wissenschaft, Bildungspolitik und Öffentlichkeit innehatte, die für die gesamte Zunft immens wichtig war und ist.

2002 war er dann da, der neue Chef, den ich bis dato nicht näher kannte – wir hatten wissenschaftliche Be rührungs punkte, aber zum Grossteil bewegten wir uns in unterschiedlichen Feldern linguistischer Forschung. Trotzdem sollten wir relativ bald miteinander zu tun kriegen. Und das ging so: Ich sass in einem kleinen Büro an der Washington University in St. Louis, Missouri, wo ich eine Gastprofessur innehatte, mit amerikanischem Campusleben vor dem Fenster, als das Telefon klingelte: Am Draht war Ludwig Eichinger, der seinerseits in einem kleinen Büro an der University of Kansas in Lawrence sass, auch im Rahmen einer Gastprofessur, auch mit amerikanischem Campusleben vor dem Fenster, und der mich nun anfragte, ob ich bereit wäre, im Vorbereitungskomitee für die nächste Jahrestagung mitzuwirken, es gehe um Textlinguistik und den Textbegriff. Natürlich hab ich zugesagt.

Anfragen aus dem IDS, und erst noch, wenn sie vom Direktor selber kommen, lehnt man nicht ab. Seitdem kennen wir uns. Und nach den langen Jahren meiner Mitarbeit im Wissenschaftlichen Beirat des IDS und unserer damit verbundenen Zusammenarbeit kann man heute wohl sagen: Wir kennen uns gut!

Wenn ich nun versuche, Ihnen – und damit ja auch Dir, lieber Ludwig – im Folgenden Ludwig Eichinger als die Person und die Persönlichkeit, die ihn zum Zentrum und Adressaten dieses Festaktes macht, vor Augen zu führen, so ist diese Verdoppelung von Präsenz zwar merkwürdig – und nach der langen Reihe von Grussworten zudem in Teilen unvermeidlich redundant – aber gleichzeitig ist genau diese rituelle Verdoppelung, sind genau diese Redundanzen und Abundanzen das Eigentliche, das, was diesen Festakt performativ zu dem macht, was er ist: eine öffentliche Ehrung.



Prof. Dr. Arnulf Deppermann (IDS) führt durch das Programm



Ministerialdirigentin Dr. Angelika Willms-Herget (Unterabteilungsleiterin Forschungsorganisationen, Bundesministerium für Bildung und Forschung, BMBF)

In meiner Skizze zu Ludwig Eichinger stelle ich die folgenden drei Facetten in den Vordergrund: Ludwig Eichinger, den Sprachwissenschaftler, Ludwig Eichinger, den IDS-Direktor und Ludwig Eichinger, die Person. Und natürlich lässt sich, wie immer bei Trinitäten, das eine nicht scharf vom anderen trennen.

I
Das wird schon deutlich, wenn man, um einen Anfangseindruck von Ludwig Eichinger als Wissenschaftler zu bekommen, zur Dissertation greift, mit der er 1980 promoviert wurde und die sich mit den syntaktischen und semantischen Aspekten der deutschen Adjektive auf *-isch* befasst.² Im Vorwort zu dieser Arbeit dankt der Autor „Herrn Dr. M. Hellmann von der Außenstelle Bonn des IDS“, dass dieser ihm „vom IDS zusammengestellte Texte“³ als Material für eben diese Dissertation zur Verfügung gestellt hat. Nun könnte man bei entsprechender Geneigtheit diesen frühen Forschungskontakt zwischen Ludwig Eichinger und dem IDS als biographisches Omen lesen. Doch auch wenn man das nicht tut – denn die Linguistik versteht sich als eher nüchterne Wissenschaft – dokumentiert diese kleine Passage, dass eine der wichtigen Funktionen des IDS, nämlich im Haus erarbeitete Forschungs-

ressourcen der Allgemeinheit zur Verfügung zu stellen, eine Grunderfahrung des Doktoranden Eichinger darstellt.

Die Dissertation, 1982 publiziert, steht im Übrigen exemplarisch für den weiteren Forschungsbereich der Wortbildung im Deutschen, der, zusammen mit Fragen der Syntax, einen Schwerpunkt in Ludwig Eichingers Schaffen bildet. Dazu kommen als weitere Forschungsschwerpunkte die Regionalsprachforschung, die Sprachgeschichte des Deutschen, die Soziolinguistik und Sprachminderheitenforschung, die Sprachwissenschaftsgeschichte sowie Stilistik und Textlinguistik. Zu all diesen Themen hat Ludwig Eichinger breit publiziert – die Schaffenskraft, die sich in den insgesamt weit über 300 Titeln seiner Publikationsliste dokumentiert, erschreckt auch gestandene Kolleginnen und Kollegen.

Mein Versuch, mich ein bisschen – ein bisschen! mehr ist da ja nicht möglich – in die Arbeiten dieser Liste einzulesen, um Ihnen hier den Sprachwissenschaftler Eichinger detaillierter vorstellen zu können, hatte einen unerwarteten Effekt. Wenn man erst einen Aufsatz zur pränominalen Attribuierung im Deutschen liest



Musikalische Untermalung, Christian Zimmermann



Dr. Peter Kurz (Oberbürgermeister der Stadt Mannheim) und Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Ludwig M. Eichinger



Prof. Dr.-Ing. Matthias Kleiner (Präsident der Leibniz-Gemeinschaft)



Prof. Dr. Sunhild Kleingärtner (Sprecherin der Sektion A der Leibniz-Gemeinschaft)

und zu den Verstehensproblemen, die sich aus dieser Struktur systematisch ergeben,⁴ gefolgt von einem Text, der sich mit dem wunderbaren bairischen Präfix /der-/ befasst – also zu /der-/ wie in *derschlagn*⁵ –, nochmals gefolgt von Beiträgen, die sich mit Deutsch als Wissenschaftssprache auseinandersetzen⁶ und einem weiteren zur Darstellung von Emotionen im Text und ihrer Präsenz im Stil,⁷ so lernt man aus diesen und weiteren Texten zunächst ungemein viel, auch gerade, weil man sich für einmal nicht selektiv nur mit solchen Themen befasst, die zum eigenen Forschungsradius gehören.

Bei zunehmender Lektüre und der ungebräuchlichen Zusammenschau, die sich daraus ergab, verschob sich meine Aufmerksamkeit allerdings zunehmend weg von den einzelnen linguistischen Fragen und Problemen, die Ludwig Eichinger in seinen Beiträgen behandelt, und hin zur Art und Weise, *wie* er diese Fragen und Probleme behandelt. Ich hab letztlich nicht mehr Linguistik, sondern Eichinger gelesen.

Und von Lektüre zu Lektüre wurde deutlicher, dass Eichingers Forschungsbeiträge allesamt Instrumente für dasselbe Ziel sind, nämlich Sprache in ihrer Ausdrucks- und Formungskraft und in diesem Rahmen wiederum

die deutsche Sprache in ihrer einzelsprachlichen Charakteristik zu verstehen und sie dem Leser, der Leserin als solche vor Augen zu stellen. Plakativ formuliert: Für Ludwig Eichinger bietet die deutsche Sprache nicht in erster Linie das Material, um grammatische Strukturen, Wortbildungsmuster oder Variationsdynamiken zu verstehen, sondern er nutzt das linguistische Wissen zu diesen Bereichen, um möglichst ganzheitlich zu erfassen, wie das Deutsche in seinen grammatischen, semantischen und pragmatischen Facetten und in seinen unterschiedlichen Varietäten funktioniert.

Wenn man etwa Ludwig Eichingers Beiträge liest, die sich mit dem Adjektiv befassen – und die Dissertation ist nur einer davon – dann lernt man zwar auch viel über die Wortart an sich, aber man lernt vor allem die Adjektive des Deutschen kennen – und das auf eine Weise, dass man geneigt ist, das Deutsche um seiner Adjektive willen zu lieben. Was aus Ludwig Eichingers Arbeiten Beitrag für Beitrag entsteht, ist ein komplexes Portrait der deutschen Sprache.

Insofern ist das, was Ludwig Eichinger als Wissenschaftler macht, nicht ‚Deutsche Sprachwissenschaft‘, wie unsere Fachbezeichnung oft lautet, sondern: Sprachwissenschaft des Deutschen.



Prof. Dr. Mechthild Habermann (Vorsitzende des Wissenschaftlichen Beirats des IDS)



Bernhard Jorek (Vorsitzender des Vereins der Freunde des IDS)



Norbert Volz (Vorsitzender des Betriebsrats des IDS)



Prof. Dr. Ernst-Ludwig von Thadden (Rektor der Universität Mannheim)

Und dieser auf die Ganzheit einer Sprache gerichtete Blick hat wiederum den Effekt, dass so nebenbei die selbstbeschränkenden Spezialisierungen, welche in einer so ausgebauten Disziplin wie der Sprachwissenschaft schon rein forschungspraktisch an der Tagesordnung sind, in Eichingers Arbeiten der Tendenz nach aufgebrochen werden: Wo ihn die Bedeutungsentfaltung von Wörtern interessiert, sieht er diese immer in deren Zusammenspiel mit Syntax und Textstrukturen, und das Faszinosum grammatischer Strukturen liegt für ihn nicht zuletzt darin, dass sie auch die Biotope semantischen Lebens sind.

Ludwig Eichingers wissenschaftliche Beiträge tragen zudem oft Titel, die den Erwartungen an Titelformulierungen in der Sprachwissenschaft nur bedingt entsprechen, also etwa: „Warum Frühling? Von einer dynamischen Jahreszeit“.⁸ Oder: „Praktiken: etwas Gewissheit im Geflecht der alltäglichen Welt“.⁹ Oder: „Wer fest steht, kann sich freier bewegen – Freiheit im Rahmen standardsprachlicher Normen“.¹⁰ In der oft wenig attraktiven Rhetorik deutscher Wissenschaftssprache sind solche Titel zunächst einmal belebend und könnten vielleicht sogar Nicht-Fachleute zur Lektüre bewegen. Sie stellen aber auch einfach gezielt heraus, was für Ludwig Eichinger über thematisch sehr unter-

schiedliche Beiträge hinweg das gleichbleibende, zentrale Anliegen ist: zu zeigen, dass Sprache, auf all ihren Rängen, in ihren semantischen wie ihren morphosyntaktischen Strukturen, in ihren lexikalischen wie in ihren interaktiven Mustern, nicht nur ein Informations-, sondern auch ein Lebens- und Erlebensmedium ist. Sprachwissenschaft ist so betrachtet, auch wenn man sich mit Wortbildung oder Valenzstrukturen befasst, eine Wissenschaft vom Menschen.

Ludwig Eichingers Blick auf die Sprache wie auf die Sprachwissenschaft erscheint mir im Licht seiner Arbeiten zudem – das muss allerdings Hypothese bleiben – bayrisch geprägt. Damit meine ich weniger die Tatsache, dass der Niederbayer Ludwig Eichinger sich in seiner wissenschaftlichen Arbeit auch immer wieder mit dem Bairischen als Varietät¹¹ und mit Bayern als Dialektlandschaft¹² und in mehreren wissenschaftsgeschichtlichen Beiträgen auch mit Johann Andreas Schmeller befasst hat, Mit-Bayer, einflussreichen Sprachgelehrten aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und Begründer der modernen Dialektologie.¹³

Denn man muss natürlich nicht Bayer sein, um Sprachgelehrter zu werden, das galt schon für Schmell-



Prof. Dr. Dr. h.c. Bernhard Eitel (Rektor der Universität Heidelberg)



Staatssekretär a.D. Dr. Josef Lange (Vorsitzender des Rats für deutsche Rechtschreibung)



Prof. Dr.-Ing. Reiner Anderl (Präsident der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz)

ler und gilt auch für Eichinger. Es ist aber vielleicht, dafür liesse sich sprachbewusstseintheoretisch durchaus argumentieren, eine spezielle Voraussetzung dafür. Denn als Sprecher einer ausgeprägten Dialektvarietät hat man gegenüber mehr standardsprachlich aufgewachsenen Menschen den Vorteil, dass man die eine Varietät immer schon durch die Brille der anderen betrachten kann und aus dieser Distanz- und Vergleichserfahrung heraus kontrastlinguistische Einsichten sowie die Erfahrung der alltagskulturellen Konstitutionskraft von Sprache sozusagen zum sprachlichen Grunderleben gehören. Einen Dialekt zu sprechen, macht nicht nur das eigene (Sprach-)Leben auf ganz spezielle Art reich, es ist, so betrachtet, auch tatsächlich eine gute Basis für sprachwissenschaftliche Forschung.

II

Womit ich bei meiner zweiten Perspektive angekommen bin: Ludwig Eichinger als Direktor des IDS.

Dem neuen Direktor sind bei seinem Amtsantritt viele Erwartungen entgegengebracht worden. Und ganz bestimmt, vielleicht auch Gott sei Dank, hat er nur einen Teil davon erfüllt. Heute, 16 Jahre später, ist festzustellen, dass das 1964 gegründete IDS, das auch schon beim Amtsantritt von Ludwig Eichinger *die* ausseruniversitäre Wissenschaftsinstitution zur Erforschung der deutschen Sprache und Treffpunkt der internationalen sprachgermanistischen Forschungsgemeinschaft war, unter Ludwig Eichingers Direktion diese Position massgeblich ausgebaut hat und seine Ausstrahlungskraft stärker ist denn je, kurz: dass die vergangenen 16 Jahre eine Erfolgsgeschichte sind.

Deren Antriebsfaktoren sind vielfältig, und sie ruhten auf vielen Schultern. Das darf nicht vergessen gehen. Im Zentrum dieser Entwicklung steht aber eben Ludwig Eichinger.



Dr. Dorothea Rüland (Generalsekretärin des DAAD)

Nun werden Erfolgsgeschichten gern in Zahlen ausgedrückt. Für das IDS heisst das etwa, dass sich die Zahl der wissenschaftlichen Mitarbeitenden vom Jahr 2002 bis heute ziemlich genau verdoppelt hat und dass dem Jahresbudget von damals in der Höhe von gut 7 Millionen Euro heute eines von rund 14 Millionen Euro entgegensteht.

Doch Zahlen und Quantifizierungen sind nur das eine. Das andere sind die weniger messbaren Leistungen, wie etwa die beständige Weiterentwicklung des Instituts als unikates Biotop ausseruniversitärer Forschung, der Ausbau seiner Funktion als vielseitige Ressource der internationalen Sprachgermanistik, die stete Sicherung seiner Qualität als Arbeitsort, der in seiner Konzentration auf die Forschung allen universitär arbeitenden Linguistinnen und Linguisten als eine Art Linguistikhimmel auf Erden erscheinen muss, der aber, auch das wissen wir alle, seine eigenen schwierigen Seiten hat.

Quantität und Qualität zusammenzubringen, ist hier eine Kunst. Aber auf die versteht sich Ludwig Eichinger. So ist das IDS bei seinem beträchtlichen personellen und budgetären Ausbau nicht etwa stärker in Einzelbereiche zerfallen, sondern eher zusammen gewachsen: abteilungsübergreifende Projekte gehören heute zur Charakteristik des Instituts. Natürlich stehen und fallen solche Strukturen mit dem Engagement der beteiligten Forscherinnen und Forscher. Aber die Erfahrung lehrt: Ohne entsprechende Leitungskonzepte und ohne deren umsichtige, aber konsequente Anwendung wird in der Regel kein Schuh daraus.

Ludwig Eichinger hat den am Institut tätigen Forschenden stets Freiräume für Entfaltung gegeben, manchmal sogar da, wo gar nicht damit gerechnet wurde. Er hat Projekte, die aus dem Interesse von Einzelnen oder auch von Abteilungen erwachsen sind, wo



Prof. Dr. Angelika Linke und Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Ludwig M. Eichinger

immer er eine Zukunftsperspektive gesehen hat, unterstützt – und durch kluge Steuerung verhindert, dass es dabei zu einem Flickenteppich von im Einzelnen interessanten, aber wenig verbundenen Projekten gekommen wäre. Die Devise war: Dinge möglich machen! Aber kritisch begleiten. Dabei findig sein, mögliche Synergien entdecken, Drittmitteleinwerbung initiieren.

Ludwig Eichinger hatte – das lässt sich aus der Perspektive des Wissenschaftlichen Beirats heraus mit Nachdruck festhalten – immer klare Vorstellungen davon, wo das IDS hinsollte, und er hat diese Vorstellungen nachhaltig umgesetzt. Dies sowohl mit Empathie für das bereits Vorhandene wie mit einem sicheren Gespür für aktuelle Entwicklungen in der germanistischen wie auch in der internationalen Linguistik und für die Möglichkeiten des Instituts, diese Entwicklungen mitzugesten. Exemplarisch hierfür steht etwa der Bereich der Multimodalitätsforschung, mit der die Abteilung Pragmatik sich als wichtiger Knotenpunkt in einem internationalen Forschungsnetzwerk etabliert hat, oder die konsequente korpuslinguistische Ausrichtung der Grammatikforschung am Institut, welche grammatisches Wissen auf neue Fundamente stellt, oder der gemeinsam mit der Universität Heidelberg aufgebaute Leibniz-WissenschaftsCampus, an dem korpus- und computerlinguistische Expertise zusammengebracht und neue Arbeitsinstrumente sowie Datenbasen für die *digital humanities* entwickelt werden. In Kombination mit solchen theoretischen und methodischen Entwicklungen stellt das IDS heute zudem ein Paradeexempel mit Blick auf den Umbau der Forschungskultur in den Geisteswissenschaften dar. Dieser Umbau bedeutet, dass sich neben der Solitär-Forschung verstärkt die Projektforschung etabliert hat, dass neben die Gelehrtenstube als ikonischem Bild geisteswissenschaftlicher Arbeit nun auch das ‚Labor‘ und die Teamarbeit getreten sind, und neben Buch oder Aufsatz aus der Feder eines Einzelnen die Publikationen mit zwei, drei oder mehr Autoren und Autorinnen. Zu sehen, in welchen Kontexten welche

Arbeitsformen produktiv(er) sind und vor allem auch: Welche Innovationen in der Forschungsinfrastruktur für einen solchen strategischen Umbau unabdingbar sind, wie man die Balance zwischen eigenem Engagement und der Zusammenarbeit mit anderen Institutionen herstellt und dabei Claims ohne absolutes Konkurrenzdenken sichert – der Leibniz-WissenschaftsCampus in Heidelberg ist ein gutes Beispiel dafür –: Auch das gehört zur Kunst Ludwig Eichingers, kombiniert mit grossem Vertrauen in das Forschungspotenzial und das Innovationsvermögen aller Beteiligten.

Wo Ludwig Eichinger selbst neue Bereiche entwickeln oder bestehende vermehrt fördern wollte – exemplarisch hierfür ist der Bereich ‚Deutsch im öffentlichen Raum‘, für den das Institut bereits heute die feste Referenzadresse darstellt und dessen Ausbau aktuell vorangetrieben wird –, so ging das nicht zu Lasten anderer, sondern es wurden jeweils alle Anstrengungen unternommen, neue Ressourcen zu erschliessen:



Vorstellung und Überreichung einer Buchpublikation:
Prof. Dr. Andreas Witt, Prof. Dr. Angelika Wöllstein, Prof. Dr. Stefan Engelberg, Prof. Dr. Arnulf Deppermann, Dr. Albrecht Plewnia, Dr. Marc Kupietz, PD Dr. Roman Schneider



Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Ludwig M. Eichinger



Der IDS-Chor setzte den musikalischen Schlusspunkt.

Wissen Sie, was ein „Kleiner strategischer Sonderatbestand“ ist? Nein, das ist nichts Kriminelles, auch wenn das in meinen an helvetische Verwaltungsterminologien gewöhnten Ohren zunächst so geklungen hat, sondern ein Fördergefäß der Gemeinsamen Wissenschaftskonferenz von Bund und Ländern, mit dem der Kernhaushalt einer Wissenschaftsinstitution beträchtlich gestützt werden kann.

Dass der Direktor des IDS mit seinen Argumenten für den Ausbau des Bereichs „Deutsch im öffentlichen Raum“ im Rahmen eines solchen Sonderatbestands vor zwei Jahren entsprechend erfolgreich war, hat nicht nur für das IDS grosse Bedeutung: Tatsächlich existiert so gut wie keine auf repräsentative Daten gestützte Forschung zu Fragen von öffentlicher Sprach- und Varietätenpolitik sowie zu Sprachkritik, zu den mit der deutschen Sprache verbundenen Einstellungen ihrer Sprecherinnen und Sprecher oder zur internationalen Stellung des Deutschen – obwohl es sich gerade hier um Bereiche handelt, denen von und in der Öffentlichkeit selbst grösstes Interesse entgegengebracht wird.

Der Plan zur Einrichtung eines „Hauses für die deutsche Sprache“, den das IDS und sein Direktor seit einigen Jahren verfolgen und dessen Konkretisierung nun auch in finanzieller Hinsicht in konkrete Reichweite gerückt ist, gehört ebenfalls in diesen Kontext.

Ludwig Eichinger hat bei der Entwicklung und Formung des Instituts auf vielem aufbauen können. Die offene und einladende Institution, die das IDS heute darstellt und zu der neben den Jahrestagungen ein zu-

nehmender Strom einmaliger wie wiederkehrender, grösserer wie kleinerer Tagungen und Workshops gehört, zu denen das IDS Forschende von aussen einlädt und mit denen es sich für eine ganze Reihe von spezialisierten Forschungsbereichen als Forschungszentrum etabliert hat, trägt aber sehr deutlich seinen Stempel.

III

Damit komme ich schliesslich zu meiner dritten und letzten Facette, zu Ludwig Eichinger persönlich, zu seinem Umgang nicht mit institutionellen Strukturen, sondern mit den Menschen in diesen Strukturen.

Also zu dem, was man heute Führungskultur nennt.

Als Ludwig Eichinger sein Leitungsamt nach der Jahrtausendwende angetreten hat, grissierte das Schlagwort vom New Public Management als Heilskonzept für die Führung öffentlicher Institutionen, und nicht zuletzt in wissenschaftspolitischen Zusammenhängen haben sich viele viel von diesen neuen Konzepten versprochen.

Ludwig Eichinger nicht. Er hat im Gegenteil und ein bisschen unmodern eine – seine – recht spezifische Kombination aus hierarchisch bewusstem Leitungsverständnis und sorgendem Paternalismus eingerichtet. Der Direktor Ludwig Eichinger ist die Inkarnation des Patrons, der herrscht, der sich aber in erster Linie verantwortlich fühlt: für grosse wie für kleine Probleme, für grosse wie für kleine Leute im Haus, für das Jahresbudget ebenso wie dafür, dass in der Sitzungs-



Die Gäste des Festakts im Rittersaal des Mannheimer Schlosses



pause alle zu ihrem Brötchen kommen. Es soll allen gut gehen in seinem Haus. Das mit dem Possessivpronomen – Ludwig Eichinger sprach auch stets von „seinem“ Beirat – muss deshalb weniger besitzergreifend als emotionssemantisch gelesen werden.

Harmonie war und ist Ludwig Eichinger wichtig, vielleicht kann man sogar sagen, dass sie ihm persönlich letztlich über alles geht. Mit Leiten und Herrschen ist das natürlich schlecht vereinbar.

Die Eichinger'sche Lösung für das Dilemma war: Auch mal donnern, mal dazwischenfahren, auch mal anfahren. Das konnte aus sonst heiterem Himmel kommen. Aber eben: Das Gewitter war dann auch wieder vorbei. Nachhaltigkeit hat Ludwig Eichinger in vielen Kontexten an den Tag gelegt, nie bei Auseinandersetzungen. Und: Ludwig Eichingers Interesse an ‚seinen‘ Leuten prägt die Atmosphäre im Haus, es ist ein freundlicher, ein guter Arbeitsort – und das heißt konkret: Gleichstellungsbestrebungen, Diversität nicht nur als Schlagwort, Arrangements für Mitarbeitende, die für Kinder oder pflegebedürftige Eltern da sein müssen, Doktorierende am Institut, Neustrukturierung der Leistungsstruktur und vermehrte Aufstiegsmöglichkeiten im Haus selbst, so dass Sprünge aus den Universitäten ans Institut und aus dem Institut an die Universitäten heute zum Bild des IDS gehören. Und all das trägt die Handschrift Ludwig Eichingers.

Die Äusserung, die bei einem angelegentlichen Gespräch in den Gängen des Instituts einem jungen wissenschaftlichen Mitarbeiter aus der Seele sprang, war dafür wohl symptomatisch und ist mir geblieben – ich zitiere dem Sinn nach:

Wissen Sie, Frau Linke, der Herr Eichinger, der nimmt sich für uns alle Zeit, ich weiß nicht, wie er das macht, eigentlich geht das ja gar nicht, aber der kennt sogar mich und fragt mich nach meiner Arbeit und ist wirklich interessiert, da ist man nicht nur irgendeiner von vielen.

Ja, eigentlich geht das ja gar nicht.

Bei Ludwig Eichinger aber eben schon. Obwohl der Sekretariatskalender des Jahres 2017 neben allen anderen Verpflichtungen 50 Reisetermine ausweist, von solchen nach Tübingen, Bonn und Berlin bis zu solchen nach Rom und Peking.

Ludwig Eichingers Tage haben 30 Stunden. Das ist eines seiner Geheimnisse.

Ein anderes ist, dass Ludwig Eichinger im Grunde seines Herzens ein barocker Mensch ist – nicht umsonst ist ihm das 18. Jahrhundert so nahe –, dem das *Decorum*, die Außenwirkung des Instituts, seine Repräsentation in der akademischen wie in der außerakademischen Öffentlichkeit – auch in Rom und in Peking – ebenso am Herzen liegt wie die flüchtigen und vergänglichen Alltäglichkeiten direkt vor seinem Dienstbüro.

Ein drittes ist, dass Ludwig Eichinger all das einfach gerne tut und genau daraus, in einem wundersamen *Perpetuum mobile*, wieder Energie schöpft.

Und schliesslich und endlich: Wenn Ludwig Eichinger in seiner Dankesrede zur Verleihung des Konrad-Duden-Preises an das IDS im März 2010 feststellt, ich zitiere: „Welche Gefühle ein Linguist gegenüber seinem

Objekt entwickelt oder entwickeln sollte, ist [...] eine nicht explizit geklärte Frage”,¹⁴ so hat er im allgemeinen vielleicht recht und er spricht hier ja auch generisch. Mit Blick auf den Linguisten Eichinger hingegen erscheint mir diese Frage aufgrund einer Vielzahl von Indizien absolut geklärt: Bei dem Gefühl, das Ludwig Eichinger gegenüber der deutschen Sprache hegt, handelt es sich um Liebe. Hätte er im 18. Jahrhundert gelebt, hätte er vielleicht eine Sprachgesellschaft gegründet.

Zum Schluss:

Die Redensart sagt: Niemand ist unersetzbbar.

Aber natürlich ist der Satz falsch, wenn man ihn auf den einzelnen besonderen Menschen bezieht. Der ist nicht ersetzbar. Niemals.

Doch Menschen in Amtsrollen sind als solche, in dieser Amtsrolle, natürlich ersetzbar. Das gilt auch für die Rolle als Direktor des IDS.

Allerdings: Niemand, der die Rolle übernimmt, kann sie so ausfüllen, wie Ludwig Eichinger sie ausgefüllt hat. Da bleibt einem nichts anderes übrig, als es anders zu machen. Damit es dann auch wieder gut wird. ■

Anmerkungen

- ¹ Die Schweizer Orthografie wurde belassen.
- ² Eichinger (1982).
- ³ Eichinger (1982, S.VI).
- ⁴ Eichinger (1992).
- ⁵ Eichinger (1999).
- ⁶ Eichinger (2010a, 2017).
- ⁷ Eichinger (2015).
- ⁸ Eichinger (2018).
- ⁹ Eichinger (2016).
- ¹⁰ Eichinger (2005a).
- ¹¹ Eichinger (1985).
- ¹² Eichinger (1981, 2005); Eichinger / Maiwald (2008); Eichinger / Lau (2008a); Eichinger / Krieg-Holz (2009).
- ¹³ Eichinger (1988); Eichinger / Naumann (1988); Eichinger (1991); Eichinger (2009).
- ¹⁴ Eichinger (2010, S. 17).



Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Ludwig M. Eichinger und seine Festschrift

Literatur

- Eichinger, Ludwig M. (2018): Warum Frühling? Von einer dynamischen Jahreszeit. In: SPRACHREPORT 1/2018. Mannheim: Institut für Deutsche Sprache, S. 10-15.
- Eichinger, Ludwig M. (2017): Deutsch als Wissenschaftssprache. In: Moraldo, Sandro (Hg.): Die deutsche Sprache in Italien – Zwischen Europäisierung und Globalisierung. (= Duisburger Arbeiten zur Sprach- und Kulturwissenschaft 120). Frankfurt a. M. u. a.: Lang, S. 45-69.
- Eichinger, Ludwig M. (2016): Praktiken: etwas Gewissheit im Geflecht der alltäglichen Welt. In: Deppermann, Arnulf / Feilke, Helmuth / Linke, Angelika (Hg.): Sprachliche und kommunikative Praktiken. (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2015). Berlin / Boston: de Gruyter, S. VIII-XIII.
- Eichinger, Ludwig M. (2015): Emotionen zeigen – Ihre Darstellung im Text und ihre Präsenz im Stil. In: Vaňkova, Lenka (Hg.): Emotionalität im Text. (= Stauffenburg Linguistik 85). Tübingen: Stauffenburg, S. 35-54.
- Eichinger, Ludwig M. (2010): Die Liebe zur Sprache und die Sprachwissenschaft. Rede anlässlich der Verleihung des Konrad-Duden-Preises der Stadt Mannheim am 10. März 2010. (= Duden-Beiträge zu Fragen der Rechtschreibung, der Grammatik und des Stils 60). Mannheim: Dudenverlag.
- Eichinger, Ludwig M. (2010a): Vom Nutzen der eigenen Sprache in der Wissenschaft: am Beispiel des heutigen Deutsch. In: Kirchhof, Paul (Hg.): Wissenschaft und Gesellschaft. Begegnung von Wissenschaft und Gesellschaft in Sprache. Heidelberg: Winter, S. 27-43.
- Eichinger, Ludwig M. (2009): Johann Andreas Schmeller. In: Stammerjohann, Harro (Hg.): Lexicon Grammaticorum. Who's who in the history of world linguistics. Bd 2: L-Z. Tübingen: Niemeyer, S. 1350-1351.
- Eichinger, Ludwig M. (Hg.) / Maiwald, Cordula (2008): Verbalmorphologie. (= Sprachatlas von Oberbayern 3). Heidelberg: Winter.
- Eichinger, Ludwig M. (Hg.) / Lau, Tatjana (2008a): Nominalmorphologie. (= Sprachatlas von Oberbayern 4). Heidelberg: Winter.
- Eichinger, Ludwig M. (2005): Wer fest steht, kann sich freier bewegen – Freiheit im Rahmen standardsprachlicher Normen. In: Eichinger, Ludwig M. / Kallmeyer, Werner (Hg.): Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache? (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2004). Berlin / New York: de Gruyter, S. 1-6.
- Eichinger, Ludwig M. (2005a): Bairische Wortbildung: Verben auf *-eln*. In: Krämer-Neubert, Sabine / Wolf, Norbert Richard (Hg.): Bayerische Dialektologie. Akten der internationalen Dialektologischen Konferenz 26.-28. Februar 2002. (= Schriften zum Bayerischen Sprachatlas 8). Heidelberg: Winter, S. 63-73.
- Eichinger, Ludwig M. (1999): *Der-*, aspektuelles Präfix und bairisches *Shibboleth*. In: Tatzreiter, Herbert / Hornung, Maria / Ernst, Peter (Hg.): Erträge der Dialektologie und Lexikographie. Festgabe für Werner Bauer zum 60. Geburtstag. Wien: Edition Präsens, S. 61-87.
- Eichinger, Ludwig M. (1992): Woran man sich halten kann: Grammatik und Gedächtnis. In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 1991. (= Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 17). München: iudicium, S. 203-220.
- Eichinger, Ludwig M. (1991): Erinnerungen an die gerade vergangene Zeit. Johann Andreas Schmellers Schrift über eine europäische Verhandlungssprache. In: Oberpfälzer Heimat 35. Pressath: Bodner, S. 142-162.
- Eichinger, Ludwig M. / Naumann, Bernd (Hg.) (1988): Johann Andreas Schmeller und der Beginn der Germanistik. Akten der gleichnamigen Tagung in Tirschenreuth, 26.-28. September 1985. München: Oldenbourg.
- Eichinger, Ludwig M. (1988): Von der Bedeutung der Mundarten. Ein weiterer Entwurf zum Vorwort von Schmellers Mundartgrammatik. In: Eichinger, Ludwig M. / Naumann, Bernd (Hg.): Johann Andreas Schmeller und der Beginn der Germanistik. Akten der gleichnamigen Tagung in Tirschenreuth, 26.-28. September 1985. München: Oldenbourg, S. 95-104.
- Eichinger, Ludwig M. (1985): Sprache und Gesellschaft: Zum Gebrauch des Bairischen heute. In: Zehetner, Ludwig: Das bairische Dialektbuch. München: Beck, S. 155-196.
- Eichinger, Ludwig M. (1982): Syntaktische Transposition und semantische Derivation. Die Adjektive auf *-isch* im heutigen Deutsch. (= Linguistische Arbeiten 113). Tübingen: Niemeyer.
- Eichinger, Ludwig M. (1981): Die Herkunft der Baiern im Lichte der Ortsnamen. Gemeinsam mit Robert Hinderling. In: Proceedings of the 13th International Congress of Onomastic Science, Krakau 1978. Krakau: Uniwersytet Jagielloński, S. 371-379.

Bildnachweise

Alle Fotos: Gülay Keskin (keskin-arts.com). ■

PROF. DR. HENNING LOBIN WIRD NEUER DIREKTOR AM INSTITUT FÜR DEUTSCHE SPRACHE IN MANNHEIM

Der Gießener Professor für Angewandte Sprachwissenschaft und Computerlinguistik, Henning Lobin, hat den Ruf an die Universität Mannheim auf eine Professur für Germanistische Linguistik in Verbindung mit der Funktion des Direktors des Instituts für Deutsche Sprache Mannheim (IDS) angenommen. In einem gemeinsamen Berufungsverfahren der Universität Mannheim und des Instituts für Deutsche Sprache wurde Lobin als Nachfolger des bisherigen Institutedirektors Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Ludwig M. Eichinger ausgewählt, der zum 31. Juli 2018 in den Ruhestand geht.

„Mit Professor Henning Lobin begrüßen wir einen exzellenten Forsther in Baden-Württemberg. Mit seiner Expertise wird er die Forschungslandschaft in Baden-Württemberg und innerhalb der Leibniz-Gemeinschaft bereichern. Ich freue mich auf seine spannenden Impulse an der Schnittstelle zwischen der Universität Mannheim und dem Institut für Deutsche Sprache“, betonte Wissenschaftsministerin Theresia Bauer.

Der Rektor der Universität Mannheim, Prof. Dr. Ernst-Ludwig von Thadden, heißt den neuen Direktor des IDS ebenso mit großer Freude als neuen Kollegen an der Universität willkommen: „Mit Prof. Lobin hat die Universität Mannheim einen ausgewiesenen Experten in gleich zwei zentralen sprachwissenschaftlichen Wissenschaftsfeldern gewonnen. Dazu hat er als Vizepräsident der Universität Gießen bereits Erfahrung in der Leitung einer Forschungseinrichtung gesammelt. Damit ist er sowohl als Professor für die Universität Mannheim als auch als Leiter für das IDS die ideale Besetzung.“

Henning Lobin, geboren 1964 in Lüneburg, studierte nach dem Abitur in Celle die Fächer Germanistik, Philosophie und Informatik und hat seit 1999 den Lehrstuhl für Angewandte Sprachwissenschaft und Computerlinguistik im Institut für Germanistik an der Universität Gießen inne. Er war Vizepräsident dieser Universität und sechs Jahre Vorsitzender der Gesellschaft für Sprachtechnologie und Computerlinguistik. Von 2007 bis 2016 leitete er das Gießener Zentrum für Medien und Interaktivität und war Leiter mehrerer Projekte und Forschungsverbünde, u. a. gefördert von der Deut-

schen Forschungsgemeinschaft, der Volkswagen-Stiftung und dem Bundesministerium für Bildung und Forschung.

2016 wurde Lobin in den Wissenschaftlichen Beirat des Instituts für Deutsche Sprache berufen und ebenso zum Mitglied im Fachkollegium Sprachwissenschaft der Deutschen Forschungsgemeinschaft gewählt. Seit 2017 ist er Mitglied im Forschungsbeirat der Berliner Stiftung Wissenschaft und Politik. Zahlreiche Vortragsreisen und Gastaufenthalte führten ihn nach Europa und Übersee.

Seine Forschungsschwerpunkte bilden die Grammatik der deutschen Sprache und dependenzielle Grammatiktheorie, situierte Formen der Sprachverwendung und -verarbeitung, die Digitalisierung der Kulturttechniken der Schrift, digitale Wissenschaftskommunikation sowie texttechnologische Standards und Verfahren.

An eine breitere Öffentlichkeit richtet sich Lobin mit seinem Blog „Die Engelbart-Galaxis“ bei den Wissenschaftsblogs der Zeitschrift „Spek-

trum der Wissenschaft“, in dem er sich mit Themen zur deutschen Sprache, zu Sprachpolitik und zur Digitalisierung von Sprache und Schrift befasst. Zeitgleich mit seinem Stellenantritt als Direktor des IDS erscheint im August im Metzler-Verlag sein neues Buch „Digital und vernetzt. Das neue Bild der Sprache“. Es behandelt die Veränderungen, die sich für die Erforschung von Sprache durch digitale Verfahren ergeben. Diese Veränderungen führen zu einem neuen kulturellen Bild von Sprache, das auch den Umgang mit Sprache in Bildung, Politik und Öffentlichkeit beeinflusst.

Lobins Homepage an der Universität Gießen: <www.lobin.de>.

Sein Blog „Die Engelbart-Galaxis“ bei Spektrum der Wissenschaft: <blog.lobin.de>. ■



Prof. Dr. Henning Lobin
Foto: Fotostudio T. W. Klein

FLÜCHTLINGE IN BERUFLICHEN QUALIFIZIERUNGSMÄßNAHMEN

KOMMUNIKATIVE PROBLEME UND LÖSUNGEN BEI DER VERSTÄNDIGUNG

Der Autor ist wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Zentralen Forschung am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim.

Einleitung

Deutschland sieht sich in den nächsten Jahren vor enorme Herausforderungen gestellt. Mit der Fluchtmigration von knapp 1,5 Mio. Menschen allein zwischen den Jahren 2014 und 2017 stehen nahezu in jedem gesellschaftlichen Bereich und hier insbesondere in den Sektoren Bildung und Arbeit große Integrationsaufgaben an. Steven Vertovec, der Leiter des Max-Planck-Instituts zur Erforschung multireligiöser und multiethnischer Gesellschaften, bezeichnet die Fluchtmigration von 2015 auch deshalb als die „zweite Wende“ (Vertovec 2015) für Deutschland, die das Land nachhaltig verändern wird. Nach seiner Einschätzung sind die erwartbaren gesellschaftlichen Transformationen von so einer Größenordnung, dass die Formulierung „seit der Flüchtlingskrise“ eine ebenso geläufige Redewendung werden wird wie die Formulierung „seit der Wende“. Um diese gegenwärtigen Migrations- und Integrationsprozesse von Anfang an dokumentieren und analysieren zu können, wurde am Institut für Deutsche Sprache (IDS) zu Beginn des Jahres 2016 das Projekt „Deutsch im Beruf: Die sprachlich-kommunikative Integration von Flüchtlingen“ gestartet, dessen erste Ergebnisse hier zusammenfassend präsentiert werden. Eine ausführliche Darstellung unserer Ergebnisse findet sich in der Zeitschrift „Deutsche Sprache 3 / 2018“.

Das IDS-Projekt „Deutsch im Beruf“

Das IDS hat stets auf die wichtigsten Migrationsprozesse in Deutschland reagiert und deren sprachlich-soziale Erscheinungen unter die Lupe genommen. So wurden in der Vergangenheit u. a. das „Gastarbeiterdeutsch“ (Keim 1978), die sprachliche Integration von Aussiedlern (Berend 1998, Meng 2001 und Reitemeier 2006) und die Sprache(n) und Kommunikationsformen in verschiedenen Milieus von türkeistämmigen Migranten der zweiten und dritten Generation (Kallmeyer 2001, Keim 2008 und Cindark 2010) untersucht. In dieser Traditionslinie wurde auch sehr zeitnah auf die aktuelle Einwanderung der Fluchtmigranten reagiert. Das Projekt „Deutsch im Beruf“ untersucht in zwei Bereichen die gegenwärtig wichtigsten sprachlichen und beruflichen Integrationsetappen für die Geflüchteten.

Zum einen hat das Projektteam in Zusammenarbeit mit dem Goethe-Institut Mannheim eine zweistufige Sprachstandserhebung in den allgemeinen Integrationskursen durchgeführt, die die Sprachbiografien, Sozialdaten und die Sprachlernfortschritte der Flüchtlinge erfasst und untersucht. Die ersten Ergebnisse hierzu werden in dem oben erwähnten Themenheft „Deutsche Sprache 3 / 2018“ präsentiert. Zum anderen analysieren wir im Projekt in mehreren ethnografischen Feldstudien, wie der Prozess der beruflichen Integration von Flüchtlingen verläuft und welche sprachlich-kommunikativen Praktiken die fachliche Kommunikation im Beruf und die interpersonale Integration in Arbeitsteams fördern oder eher behindern. Hier haben wir gleich zu Beginn unseres Projekts zwei berufliche Qualifizierungsmaßnahmen ethnografisch begleitet und mit Videoaufnahmen dokumentiert, deren Ergebnisse in diesem Artikel kurz dargestellt werden. Solche Maßnahmen sind zum gegenwärtigen Zeitpunkt hochrelevant, da sie überall im Bundesgebiet für die Geflüchteten angeboten werden und meist als erste Integrationsstufe in den Arbeitsmarkt fungieren. In einem nächsten Schritt werden wir eine Begleitstudie starten, die die Flüchtlinge in der beruflichen Ausbildung fokussieren wird. Daneben beinhaltet unsere Ethnografie auch eine longitudinale Untersuchung, die die Bildungs- und Karrierewege von hochschulzugangsberechtigten Geflüchteten untersucht. In diesem Teilbereich begleiten wir bis zu sechs geflüchtete Studierende, die an einer anwendungsorientierten Hochschule in Süddeutschland ein Studium begonnen haben, über den gesamten Projektzeitraum hinweg. Erste Ergebnisse hierzu werden im Laufe des nächsten Jahres vorliegen.

Berufliche Qualifizierungsmaßnahmen

Die berufliche Qualifizierung und Vermittlung anerkannter Asylbewerber ist Aufgabe der Jobcenter. Für Asylbewerber bzw. Geduldete ist die Bundesagentur für Arbeit zuständig. Die von uns begleiteten Maßnahmen „Perspektive für Flüchtlinge“ (PerF Plus) und „GASTRO“ sind zwei von vielen Qualifizierungspro-



projekten, die erst 2015 für Asylbewerber konzipiert wurden. Ziel solcher Maßnahmen ist es, die Geflüchteten möglichst umfassend und zügig auf eine Arbeitsaufnahme in Deutschland vorzubereiten, indem fachliche Kenntnisse, Fähigkeiten und Fertigkeiten festgestellt und Sprachkenntnisse vermittelt werden. Die beiden von uns untersuchten Maßnahmen „PerF Plus“ und „GASTRO“ unterscheiden sich in vielerlei Hinsicht. Die „PerF Plus“-Maßnahme wurde in einer bayrischen Kleinstadt im ländlichen Raum angeboten, wo es nur wenige Anbieter von Integrationskursen gibt und die Flüchtlinge deshalb sehr lange auf einen Sprachkurs warten müssen. Hier war davon auszugehen, dass viele Geflüchtete ohne vorherige Deutschkurse berufliche Qualifizierungsmaßnahmen besuchen. „PerF Plus“ gehört zu den Projekten, die von der Bundesagentur in Bayern flächendeckend angeboten werden. Struktur und Ablauf der Maßnahme sind von der Agentur vorkonzipiert. Die praktischen Ausbilder sind für Aspekte des Spracherwerbs und der Interkulturalität der Kommunikation meist nicht (vor-)geschult. Schließlich ist „PerF Plus“ nicht spezifisch auf die beruflichen Kenntnisse und Bedürfnisse der Teilnehmer zugeschnitten, sondern wird entsprechend den wirtschaftlichen, industriellen und arbeitsmarktspezifischen Gegebenheiten der jeweiligen Region gestaltet.

Dagegen wurde die Maßnahme „GASTRO“ im städtischen Raum der Metropolregion Rhein-Neckar durchgeführt. „GASTRO“ wurde von zwei Menschen aus dem Bereich der Hotellerie/Gastronomie initiiert, geplant und dann bei der Arbeitsagentur beantragt. Die Maßnahme wurde von Anfang an nur für Flüchtlinge angeboten, die auch im gastronomischen Bereich arbeiten wollten. Die beiden Projektleiter haben viel praktische Erfahrung im Bereich der interkulturellen Kommunikation und des Spracherwerbs im Erwachsenenalter: Der praktische Ausbilder ist seit über 30 Jahren Gastronom, der schon an vielen Orten auf der Welt gearbeitet und früher ein ähnliches Qualifizierungsprojekt in Lateinamerika realisiert hat. Unterstützt wird er von einer Sprachlehrerin an einer Hotelfachschule. Bezuglich der Deutschkenntnisse hatten auch bei „GASTRO“ nur ganz wenige Teilnehmer vorher einen Sprachkurs besucht.

Ethnografische Interaktionsanalysen

In den beruflichen Maßnahmen handelt es sich um Kommunikationssituationen, die der Gesprächsgattung Lehr-Lerninteraktionen bzw. Instruktionsgespräche zuzuordnen sind. Bis auf wenige Teilnehmer verfügte der Großteil der Geflüchteten nur über geringe Deutschkompetenzen, da sie vor dem Beginn der Maßnahmen noch keinen Integrationskurs besucht hatten. Daher konnten sich die Ausbilder nicht nur auf ihre primäre Aufgabe, den Praktikanten berufliche Kenntnisse zu vermitteln, konzentrieren, sondern sie wurden immer wieder mit Verständigungsproblemen konfrontiert. Sie mussten also bei ihren (Sprach-)Handlungen stets auch die fehlenden Deutschkenntnisse der Auszubildenden in Betracht ziehen. Im Zentrum unserer Interaktionsanalysen steht daher die Frage, welche sprachlichen und kommunikativen Praktiken in Anleitungsgesprächen zur Verständigungssicherung eingesetzt werden und welche zu Verständigungsproblemen führen. Unser Fokus liegt damit primär auf den Handlungen der Ausbilder, betrachtet diese aber im sequenziellen Kontext der Interaktionsbeteiligung der auszubildenden Flüchtlinge. Dabei sind folgende Aspekte von besonderer Relevanz:

- Wie werden die Instruktionen von den Ausbildern sprachlich und non-verbal gestaltet? Welche Instruktionsformate unterstützen das Verstehen, und welche sind eher kontraproduktiv? Welche Rollen spielen dabei linguistische Strukturen wie syntaktische Komplexität und Fachsprache, aber auch paralinguistische Merkmale wie Sprechtempo, Intonation und Gliederungssignale (Pausen)?
- Wie macht sich Nicht-Verstehen bzw. Missverständen auf Seiten der Flüchtlinge in der Interaktion bemerkbar?
- Zeigen Ausbilder ein auf die spezifischen (In-)Kompetenzen der Flüchtlinge abgestimmtes recipient design? Mit welchen Praktiken reagieren sie auf Verstehensprobleme?
- Welche Rolle spielt die Gestik in der Verständigung? Wie werden deiktische und ikonische Gesten eingesetzt, um die sprachliche Instruktion zu stützen?

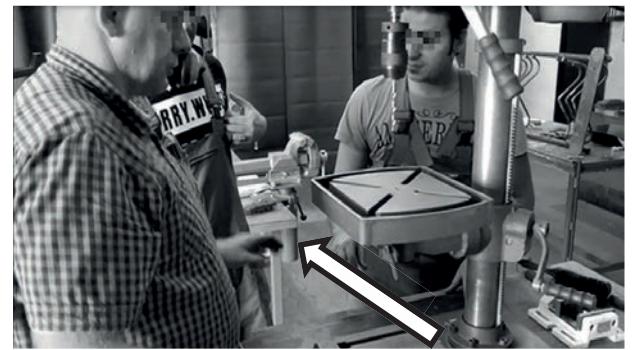


Bild 1: „nid doss runterfällt,“ (07)

#1 Transkript „keine Handschuhe“

(PerF Plus, Metall, 8.8.16, arb6, 5:08-5:45)

01 WS so (--)
 02 etz geh_mer HER,
 03 MM ((unverständlich, leise auf Arabisch))
 04 WS [leng_mer des erscht mal OB,]
 05 MM [(unverständlich Arabisch)]
 06 WS quadrat ABlegen;
 07 (.) niad doss- (.) +nid #doss RUNterfällt, + (-)
 WS +linke Hand nach unten +
 #Bild 1
 08 MM ja-
 09 WS und etzat geh_mer HER etz de_mer mol +VORbohrn; +
 WS +berührt Bohrauflage+
 10 WS mir hom gsogt- (--) +mit unser TISCHbohr+maschine, (-)
 WS +zeigt senkrecht entlang Bohrmaschine+
 11 WS +SCHUTZ#brille+ tragen-
 WS +Handbewegung wie Brille aufsetzen+
 #Bild 2
 12 MM ja-
 13 WS *ganz wichtig +!KEI!ne #HANDschuhe-+*
 WS +Handbewegung wie Handschuh anziehen+
 MM *zieht sich Schutzbrille an-----*
 #Bild 3
 14 IH rüh wa albis kfūfak
 Ü Geh und zieh die Handschuhe an
 15 MM *geht zur hinteren Werkbank und nimmt Handschuhe*
 16 IH *ta'āl 'am yaśrah al-zalama ta'āl*
 Ü Komm, der Mann erzählt noch, komm
 MM *zieht einen Handschuh an-----*
 17 MM *isch will=
 MM *kehrt mit Handschuhen zurück zur Bohrmaschine---->
 18 WS =<<f>KEIne HANDschuhe (.)
 19 +!NO;! (0.6)
 WS +schüttelt erhobenen Zeigefinger----->
 20 WS NO, (0.7)
 21 no, +
 ----+
 22 MM okay; (.) no.
 23 * (1.6)*
 MM *legt Handschuhe neben Bohrmaschine ab*
 24 WS KEIne handschuhe;
 25 MM ja+:- (-)
 WS +legt Handschuhe auf Tisch links
 26 WS handschuhe (.) !NICHT! an einer+ (--)
 ----+
 27 an einer- (.) an ner [bohrmaschine; (.) NOT.]
 28 MM [ana sami't kalāmak]
 Ü Ich hab auf dich gehört

Transkript1

- Wie gehen die Ausbilder mit der Herausforderung um, neben der Fachvermittlung auch Sprachvermittlung zu betreiben? Benutzen sie Strategien, die speziell auf diese Aufgabe zugeschnitten sind?

Datengrundlage unserer Interaktionsanalysen sind 22 Stunden Videoaufnahmen, die im Rahmen unserer Ethnografie der praktischen Ausbildungen erhoben wurden.

Analyse einer Interaktion in der „PerF Plus“-Maßnahme

Stellvertretend für viele andere ähnlich verlaufende Interaktionen analysiere ich im Folgenden einen Ausschnitt aus einer Instruktion, die verdeutlicht, wie aus fehlenden Deutschkenntnissen Verständigungsprobleme entstehen und welche Schwierigkeiten der „PerF Plus“-Ausbilder hat, mit den sprachlichen Defiziten der Flüchtlinge umzugehen. Es handelt sich um ein Beispiel aus der Metallwerkstatt. Die Teilnehmer hatten, angeleitet vom Ausbilder, einen Fahrradständer zu bauen. In #1 erklärt der Ausbilder (WS) zwei syrischen Praktikanten (IH und MM), wie eine Säulen- bzw. Tischbohrmaschine zu bedienen ist (siehe Transkript 1).

Der Ausbilder (WS, links in Bild 1) geht mit den beiden Praktikanten MM (rechts in Bild 1) und IH (auf Bild 1 in der Mitte leicht verdeckt) an eine Tischbohrmaschine und erklärt ihnen, was bei Metallbohrungen zu beachten ist. Dabei legt er die Metallplatte, in die gebohrt werden soll, zunächst zur Seite und kommentiert: „etz geh_mer HER, leng mer des erscht mal OB, quadrat ABlegen; niad doss- (.) nid doss runterfällt,“ (Z. 02-06). Seine Äußerung illustrierend bewegt er seine linke Hand (Pfeil in Bild 1) von der Metallplatte, die links neben der Bohrmaschine auf dem Tisch liegt, zunächst nach oben und dann nach links unten abfallend.

Im Anschluss geht der Ausbilder auf zwei Sicherheitsaspekte ein, die man bei der Arbeit mit Tischbohrmaschinen beachten muss: die Verwendung einer



Bild 2: „SCHUTZbrille tragen“ (10)



Bild 3: „KEIne HANDschuhe“ (12)

Schutzbrille und den Verzicht auf Arbeitshandschuhe. Bei der Instruktion „mir hom gsogt- (–) mit unsr TISCHbohrmaschine, (–) SCHUTZbrille tragen–“ (10-11) macht WS eine Bewegung mit beiden Händen, als ob er sich eine Brille aufsetzen würde (Bild 2). Außerdem hebt er die Instruktion durch kurze Pause und Fokusakzent hervor.

MM reagiert mit einem Verstehen anzeigen „ja“ (12). IH kommt der Aufforderung nach und setzt seine Schutzbrille, die er in die Haare gesteckt hatte, auf (Bild 3, rechts). Als nächste wichtige Sicherheitsmaßnahme erwähnt der Ausbilder, dass an der Bohrmaschine keine Handschuhe zu tragen sind: „ganz wichtig KEIne HANDschuhe–“ (13). Der Grund für diese Sicherheitsvorkehrung liegt darin, dass überall dort, wo man es mit rotierenden Teilen zu tun hat, die Gefahr des Aufwickelns und schwerer Fingerverletzungen besteht. Auch diesmal begleitet der Ausbilder seine Äußerung gestisch: Er hebt beide Hände auf Brusthöhe und bewegt seine rechte Hand so, als ob er sich an die linke Hand einen Handschuh anzöge (Bild 3, links).

AUSBILDER VERMITTELT VERBAL UND NONVERBAL GEGENTEILIGES

Durch die Parallelität dreier aufeinander folgender Instruktionen und jeweiliger gestischer Illustration bekommt die Sequenz einen Listencharakter. Dies verstärkt das Potenzial der Handschuh-Anzieh-Gestik, zu einem Missverständnis zu führen: Der Ausbilder vermittelt gestisch (Handschuhe anziehen) das Gegenteil dessen, was er verbal mitteilt (keine Handschuhe anziehen). In einer Kommunikationssituation mit Muttersprachlern würde diese Diskrepanz aufgrund des Verständnisses des Gesagten wohl kaum zu einem Missverständnis führen. In der vorliegenden Interaktion dagegen orientieren sich die Adressaten an der Geste und verstehen diese irrtümlich als positive Instruktion. Der ältere Praktikant IH wendet sich dem jüngeren zu und fordert ihn auf Arabisch auf: „rūḥ wa albiṣ kfūfak“ (Geh und zieh die Handschuhe an‘; 14).

„Handschuhe“ hat IH noch verstanden, zumal diese in der Metallwerkstatt ständig thematisiert werden. Aber schon die Negation „keine“ bereitet ihm Probleme. Durch die Lautähnlichkeit von *keine* und *deine*, kann der Praktikant die Äußerung auch als „ganz wichtig deine Handschuhe“ verstanden haben, was ja bei der zu erwartenden Kongruenz von Äußerung und redebegleitender Geste passen würde. In dem Fall wäre es kein Nicht-Verstehen, sondern ein Missverstehen. Die Trennlinie zwischen Miss- und Nicht-Verstehen ist aber hier wie auch in vielen anderen Fällen in unseren Daten nicht immer eindeutig.

CODESWITCHING INS ENGLISCHE IST TENDENZIELL GESICHTSVERLETZEND

Der jüngere Praktikant MM kommt der Aufforderung nach und geht nach hinten zur Werkbank, wo sich die Handschuhe befinden. Da aber IH bemerkt, dass der Ausbilder etwas verwundert und mit halb offenem Mund das Geschehen verfolgt, fordert er MM auf zurückzukommen: „ta‘āl ‘am yaṣraḥ al-zalama ta‘āl“ (‘Komm, der Mann erklärt noch, komm‘; 16). Jetzt interveniert auch der Ausbilder, der inzwischen realisiert, dass die syrischen Praktikanten seine negierte Äußerung falsch verstanden haben: „KEIne HANDschuhe (.) NO (0.6) NO (0.7) no“ (18-21). Mit dem mehrmaligen Wiederholen des sehr lauten „NO“ sowie dem Schütteln des erhobenen Zeigefingers hebt WS einerseits die große Bedeutung dieser Sicherheitsmaßnahme an der Bohrmaschine hervor. Andererseits signalisiert er mit dem Codeswitch ins Englische sein Verständnis, dass das Verstehensproblem in mangelnden Deutschkenntnissen des Praktikanten bestehe. Während dies natürlich grundsätzlich zutreffend ist, ist aber gerade nicht anzunehmen, dass dieser ausgerechnet die deutsche Negationspartikel *nein*, die zu den ersten zu lernenden Ausdrücken in der Fremdsprache gehört, nicht verstehen kann. Der Codeswitch und seine mehrmalige, laut hervorgehobene Wieder-

holung sind daher für den Praktikanten gesichtsbedrohend, da ihm damit auch die basalsten Deutschkenntnisse abgesprochen werden. Zudem ist der Code-switch pragmatisch paradox: Nachdem der Ausbilder zuvor komplexe Satzkonstruktionen und fachsprachliche Komposita benutzt, behandelt er den Flüchtling nunmehr als jemanden, der selbst einfachste Ausdrücke des Deutschen nicht kennt.

AUSBILDER WIEDERHOLT, ABER ERKLÄRT NICHT SEINE INSTRUKTION

In der Folge akkommodiert sich MM dem Codeswitch mit einer expliziten Verstehensbehauptung („okay (.) no“, 22), zieht den Handschuh wieder aus und legt beide Handschuhe neben die Tischbohrmaschine (23). Daraufhin wiederholt der Ausbilder noch einmal seine negierte Instruktion („KEIne handschuhe;“ 24), diesmal auf Deutsch. Nun benutzt er die Negation „nicht“ statt „keine“ und wiederholt seine Aufforderung: „handschuhe (.) NICHT an einer- (--) an einer- (.) an ner bohrmaschine; (.) not.“ (26-27). Eine Erklärung dafür gibt er nicht, sondern begleitet seine Äußerung mit einer weiteren tendenziell gesichtsverletzenden Handlung: Er nimmt die Handschuhe und legt sie auf den Tisch, der hinter ihm links steht. Diese Handlung vermittelt, dass der Ausbilder den Praktikanten nicht vertraut und deshalb die Handschuhe aus ihrer Reichweite entfernt. Anstelle einer Erklärung, die auf die Einsicht des Adressaten setzen würde, wird in paternalisierender Weise das Setting so arrangiert, dass potenzielle Gefahrenquellen aus der unmittelbaren Umgebung des Auszubildenden entfernt werden. Damit wird ihm abgesprochen, selbstverantwortlich und aufgrund seines Verständnisses der Sicherheitserfordernisse der Aufgabe situationsangemessen zu handeln. Die Sequenz wird damit beendet, dass der jüngere Praktikant MM seinem älteren Kollegen IH auf Arabisch implizit die Schuld für sein Fehlverhalten vorwirft, da er nur das gemacht habe, was dieser ihm aufgetragen hat: „ana sami’t kalāmak“ (‘Ich hab auf dich gehört’; 28).

Auch in weiteren Analysen (siehe Themenheft „Deutsche Sprache 3 / 2018“) zu Interaktionen in den Werkstätten Holz und Metall der „PerF Plus“-Maßnahme wird sehr deutlich, dass die fehlenden Deutschkennt-

nisse auf Seiten der Flüchtlinge von grundlegender Bedeutung sind und jede Interaktion bis ins Detail beeinflussen. Ebenso verdeutlichen sie, dass die Konzeption der Maßnahme aber von Praktikanten ausgeht, die zumindest über ein B1-Deutschniveau verfügen. Dies lässt sich an der Beteiligungsweise der Ausbilder eindeutig ablesen. Sie interagieren zumeist, als ob sie deutschkompetente Praktikanten vor sich hätten. Wenn sie addresatenspezifisch zu agieren versuchen, scheitern sie oft, da sie keine angemessenen kommunikativen Ressourcen einsetzen. Instruktionen sind häufig syntaktisch und turn-strukturell zu komplex, vom Vokabular her zu anspruchsvoll und insbesondere zu fachsprachlich formuliert. Die Ausbilder sind häufig zu implizit und indexikalisch; es fehlt eine grundlegende Darstellung der Aufgabenstrukturen und der Gelingenskriterien. Während insbesondere Zeigegesten erfolgreich zur Herstellung gemeinsamer Aufmerksamkeit und geteilter Referenz eingesetzt werden, sind illustrative, ikonische Gesten nicht immer erfolgreich, insbesondere, wenn sie wie im analysierten Beispiel diskrepant zum Verbalen oder als Vermittlungsinstrument semiotisch unterspezifiziert sind.

„PerF PLUS“-AUSBILDER INTERAGIEREN SELTEN ADRESSATENSPEZIFISCH

Analyse einer Interaktion in der „GASTRO“-Maßnahme

Auch in der „GASTRO“-Maßnahme kam es aufgrund der fehlenden Deutschkenntnisse seitens der Geflüchteten immer wieder zu Verständigungsproblemen und Missverständnissen. Aber wie wir stellvertretend für viele andere Beispiele anhand der folgenden Interaktionspassage sehen können, hat sich der Ausbilder hier der Situation angenommen und mit Hilfe verschiedener kommunikativer Strategien systematisch die fachliche Schulung mit Sprachvermittlung verbunden. In #2 bereitet der Auszubildende LA (Bild 21 rechts) auf Anweisung des Ausbilders FR (Bild 21 links) eine Soße zu. Neben ihnen steht ein weiterer Teilnehmer (MU, rechts auf Bild 22), der ihre Interaktion zu Beginn beobachtet, während er ein eigenes Gericht zubereitet, aber nicht aktiv an der Interaktion teilnimmt (siehe Transkript 2).

In dieser Sequenz steht der Praktikant LA am Herd und bereitet eine Gemüsesoße zu. Der Ausbilder FR unterstützt ihn mit verbalen Anweisungen: „einrührn, (1.5) alles da REIN, (0.82) lässt du ungefähr fünf Minuten (.) sieben Minuten acht Minuten (.) <<f> Köcheln; > (.) ja?“ (01-04, Bild 4). Das Verb *köcheln* ist für die Arbeit in der Küche ein sehr wichtiges Wort. Bei der Einführung des (vermutlich) neuen bzw. zentralen Worts verwendet er eine markante Formulierungsweise: kurze Pausen vor und nach dem Ausdruck, verbunden mit langsamem Sprechtempo und Fokusakzent: „(.) <<f> Köcheln; > (.)“. Nach einer Rückversicherung, dass LA den Ausdruck rezipiert hat, die dieser bestätigt (04-05), nimmt der Ausbilder eine Wissensprüfung vor: „was heißt Köcheln und was heißt KOchen?“ (06-08). Er zeigt damit, dass er damit rechnet, dass der Ausdruck von LA, der nur wenig Deutsch kann, nicht verstanden wird.

PRAKTISCHE AUSBILDUNG WIRD MIT SPRACHVERMITTLUNG VERBUNDEN

Die Hervorhebung des Kontrasts von *köcheln* im Unterschied zu *kochen* und die Verstehensprüfung, anstelle der Fortführung der Instruktion, zeigt FRs Partnersensitivität und seine Strategie, die praktische Ausbildung mit der Sprachvermittlung zu verbinden. Eine vergleichbare Sequenz, in der verständnissichernde Rückfragen nach der Bedeutung eines Ausdrucks gestellt werden, war in der „PerF Plus“-Maßnahme bei keinem Ausbilder zu beobachten.



Bild 4: „<<f> Köcheln; > ja?“ (03-04)

#2 Transkript „kochen oder köcheln“

(GASTRO, 22.5.17, 00031, 0:37-1:18)

```

01 FR  einrührn, (1.5)
02 alles da REIN, (0.82)
03 lässt du ungefähr FÜNF minutn- (.) SIEBn minutn- ACHT minutn- (.)
+<<f>#KÖCheln; >+
fr +bewegt Hand horizontal wellenartig mit geöffneten Fingern+
#Bild 4
04 (.) ja?
05 LA ja.
06 FR was heißt KÖCheln?
07 un was heißt KOCHn? (0.39)
08 unterschied zwischen <<len>köchELN,>
09 LA köcheln und kOchen (0.83)
10 KOCHen (0.85) is (0.78)
11 FR +das is #KOCHn.+
fr +zeigt auf kochende Suppe im Topf daneben+
#Bild 5
12 LA +KOCHen ja.#+
fr +bewegt Hand mit geöffneten Fingern vertikal nach oben+
#Bild 6
13 HI [((Nachfrage an FR aus dem Hintergrund))]
14 FR [GROße hitze- (.) ja? (0.57) ]
15 ä:h (.) nee der brAUcht n vielleicht noch bi (.) bisschen
16 (0.73) VIER FÜNF minutn; (.)
17 dann ja?
18 also <<f> kannst schon mal ANfangn> mit dEInem. (.)
19 ja? (1.24)
20 und <<len>köcheln> Is? (0.37)
21 LA köcheln (.) ein BISSchen (.) kochen.
22 FR n BISSchen (.) GANZ bisschen kOchn. ja?

```

Transkript 2



Bild 5: „das is KOchen.“ (11)



Bild 6: „kochen ja,“ (12)



Mit *köcheln* und *kochen* werden zwei Verben miteinander kontrastiert, die semantisch und phonetisch nah beieinander liegen. Im Falle von *kochen* kann der Ausbilder mit großer Wahrscheinlichkeit davon ausgehen, dass die Flüchtlinge das Verb – zumal im Kontext der gastronomischen Maßnahme, in der es ständig benutzt wird – kennen. Weil die Verben ähnlich klingen, könnten die Flüchtlinge denken, *köcheln* und *kochen* seien gleichbedeutend. Durch die kontrastiven Fragen nach den beiden Verben macht der Ausbilder deutlich, dass es einen für die Arbeit relevanten semantischen Unterschied gibt.

Auf die Fragen reagiert LA zögerlich, zunächst mit einer Wiederholung der beiden Verben („köcheln und kochen“, 09), dann mit dem Versuch, eine Antwort zu formulieren: „(0.83) kochen (0.85) is (0.78)“, 10). Sein Formulierungsproblem bzw. Wortsuchprozess tritt durch Disfluenzmerkmale, d.h. die vielen, relativ langen Pausen, deutlich zu Tage. FR beantwortet die Frage selbst mit einer Zeigegeste auf die kochende Suppe auf der Herdplatte und sagt: „das is KOchen.“ (11, Bild 5). Da LA mit seiner zögerlichen Formulierungsarbeit deutlich machte, dass er mit der Beantwortung der Fragen Schwierigkeiten hat, ist die Antwort des Ausbilders an dieser Stelle gesichtsschonend. Er lässt den Praktikanten nicht länger zappeln und stellt ihn vor dem anderen Praktikanten MU nicht bloß.

PARAPHRASIERUNG DER BEGRIFFE WIRD DURCH HANDBEWEGUNGEN UNTERSTÜTZT

Parallel zur folgenden Ratifizierung LAs („kochen ja“, 12) verdeutlicht FR die Bedeutung von *kochen* durch eine illustrierende Geste, indem er seine Hand mit geöffneten Fingern vertikal nach oben bewegt. *Kochen* wird durch diese gestische Enaktierung mit starker

Dampfentwicklung verknüpft (Bild 6). Bei der Artikulation des Verbs *köcheln* machte FR dagegen eine horizontal verlaufende, wellenartige Handbewegung mit geöffneten Fingern (03, Bild 21). Der Kontrast der Handbewegungen (vertikal vs. horizontal) verdeutlicht die unterschiedliche Intensität der beiden Kochaktivitäten. Im direkten Anschluss liefert FR auch eine verbale Paraphrase: „GROße Hitze (.) ja?“ (14).

PRAKTIKANT LIEFERT EINE ERFOLGREICHE PARAPHRASIERUNG

Nach einem kurzen Nebengespräch mit einem anderen Teilnehmer, HI, über die Zubereitung dessen Gerichts (13-19) fragt FR LA: „und <>len>köcheln> is?“ (20). LAs Antwortversuch ist diesmal erfolgreicher: „köcheln (.) ein bisschen (.) kochen“ (21). LA bietet eine Paraphrase für *köcheln*, die die von FR vorgegebenen Begriffe zueinander ins Verhältnis setzt. Die Sequenz abschließend wiederholt der Ausbilder LAs Antwort nur mit geringer Abänderung (durch die Gradpartikel *ganz*) und explizit ratifizierendem *ja* („n BISschen (.) GANZ bisschen kochen ja,“ 22).

GASTRO-AUSBILDER NUTZT VIELE VERSCHIEDENE STRATEGIEN ZUR VERSTÄNDNISSECHE

Fehlende Deutschkompetenzen der Flüchtlinge sind für beide von uns untersuchten Maßnahmen prägend. Der „GASTRO“-Ausbilder benutzt aber im Gegensatz zu den Ausbildern von „PerF Plus“ ein breites Repertoire sprachlich-kommunikativer Strategien, um mit Verständigungsproblemen umzugehen. Zusammenfassend zeichnet sich sein Repertoire durch folgende Eigenschaften aus: In der Regel schafft es der Ausbilder, seine Instruktionen mit passgenauem Adressatenzuschnitt zu formulieren. Wichtige Begriffe hebt er durch verlangsamtes Sprechtempo, Lautstärke, Fokusakzente und Pausen vor und nach der fokussierten Stelle hervor. Seine Formulierungsweise ist in der Regel durch klare Turnstrukturierung mit einfacher Syntax und einer klaren Kategorisierung und Explikation der zu vollziehenden Handlungen charakterisiert. Verstehensunterstützend werden von ihm sequenziell ein-



deutige Zeigegesten und seine Turns illustrierende Gesten eingesetzt. Auf Verstehensprobleme der Praktikanten wie ausbleibende Handlungsdurchführung reagiert er schließlich mit Selbstreformulierungen, Nachfragen und Paraphrasierungen.

Zusammenfassung

In beiden von uns begleiteten Maßnahmen führten die fehlenden Deutschkompetenzen der Flüchtlinge zu oftmals gravierenden Verständigungsproblemen. Für die erste Phase der Immigration von Einwanderern ist das eine typische und erwartbare Situation, umso mehr a) als angesichts der großen Zahl von Fluchtmigranten innerhalb kurzer Zeit nicht alle Zugewanderten schnell einen Sprachkursplatz bekommen können, b) die meisten Flüchtlinge keine Deutschkenntnisse mitbringen und c) ein erheblicher Prozentsatz kein hohes (sprachliches) Bildungsniveau aufweist. Aufgrund der häufig traumatischen Lebens- und Fluchtgeschichte fallen darüber hinaus Lernen und soziale Integration oft schwer, was sich ebenfalls negativ auf den Erwerb des Deutschen auswirkt.

DIE SPRACHLICH-KOMMUNIKATIVEN PRAKTIKEN DES INSTRUIERENS SIND VON ZENTRALER BEDEUTUNG

Die hier vorgestellten Datenanalysen zeigen aber, dass eine Sicht, die einseitig auf die fehlenden und zu erwerbenden Sprach- und Interaktionskompetenzen der Flüchtlinge fokussiert, zu kurz greift. Berufliche Ausbildung ist ein interaktives Geschehen, dessen Verlauf und Erfolg von den Aktivitäten beider Seiten, der Ausbilder wie der Auszubildenden, abhängt. Wir konnten feststellen, dass den sprachlich-kommunikativen Praktiken des Instruierens und der Verständigungssicherung seitens der Ausbilder eine Schlüsselrolle für den Erfolg der Ausbildungsmaßnahmen zukommt. Als besonders wichtig erwiesen sich der Grad der Partnersensitivität des Instruierens und die Verbindung der fachlichen mit der sprachlichen Ausbildung. Partnersensitives Instruieren erfordert eine angemessene Einschätzung von Sprachkompetenzen und Fachwissen

der Auszubildenden, die genaue Beobachtung und das responsive Eingehen auf das in der Interaktionssituation erkennbare Verständnis der Auszubildenden und die Fähigkeit zur adaptiven Formulierung.

Die Einsicht, dass sprachliche Unterweisung ebenso wichtig ist wie die fachliche und mit dieser Hand in Hand gehen muss, ist nicht nur für das Verständlichmachen von Instruktionen, sondern auch für den Erwerb von Fähigkeiten der Kooperation im Team und generell den Erwerb situationstranszender Handlungsfähigkeiten entscheidend. Unsere Analysen zeigen, dass die Praktiken des Instruierens und der Verständnissicherung in der L1-L2-Interaktion für die von uns betrachteten Ausbildungssettings grundlegend sind. Darüber hinaus konnten wir feststellen, dass illustrativen und Zeigegesten zur Verdeutlichung der jeweils anstehenden Handlungsaufgabe und der klaren Trennung zwischen verschiedenen Aktivitäten eine zentrale Rolle zukommt. Zur Verbesserung und Unterstützung der praktischen Ausbildung und Sprachvermittlung haben wir bei beiden von uns untersuchten Maßnahmen sehr zeitnah den Trägern der Kurse unsere Ergebnisse vorgelegt. Zukünftig arbeiten wir daran, aus unseren empirischen Erkenntnissen für die Ausbilder eine halbtägige Grundsensibilisierung zu konzipieren, die wir zu Beginn der beruflichen Maßnahmen durchführen könnten.

Zu aktuellen Ergebnissen und Entwicklungen im Projekt siehe auch die Projekthomepage unter: <<http://dib.ids-mannheim.de/>>. ■

Literatur

- Berend, Nina (1998): Sprachliche Anpassung. Eine soziolinguistisch-dialektologische Untersuchung zum Rußlanddeutschen. (= Studien zur Deutschen Sprache 14). Tübingen: Narr.
- Cindark, Ibrahim (2010): Migration, Sprache und Rassismus. Der kommunikative Sozialstil der Mannheimer „Unmündigen“ als Fallanalyse für die „emanzipatorischen Migranten“. (= Studien zur Deutschen Sprache 51). Tübingen: Narr.
- Kallmeyer, Werner (2001): Perspektivenumkehrung als Element des emanzipatorischen Stils in Migrantengruppen. In: Jakobs, Eva/Rothkegel, Annely (Hg.): Perspektiven auf Stil. Akten des Kolloquiums zum 60. Geburtstag von Barbara Sandig. (= Reihe Germanistische Linguistik 226). Tübingen: Niemeyer, S. 401-422.
- Keim, Inken (1978): Gastarbeiterdeutsch. Untersuchungen zum sprachlichen Verhalten türkischer Gastarbeiter. (= Institut für Deutsche Sprache: Forschungsberichte 41). Tübingen: Narr.
- Keim, Inken (2008): Die „türkischen Powergirls“. Lebenswelt und kommunikativer Stil einer Migrantinnengruppe in Mannheim. 2., durchges. Aufl. (= Studien zur Deutschen Sprache 39). Tübingen: Narr.
- Meng, Katharina (2001): Russlanddeutsche Sprachbiografien. Untersuchungen zur sprachlichen Integration von Aussiedlerfamilien. (= Studien zur Deutschen Sprache 21). Tübingen: Narr.
- Reitemeier, Ulrich (2006): Aussiedler treffen auf Einheimische. Paradoxien der interaktiven Identitätsarbeit und Vorenthaltung der Marginalitätszuschreibung in Situationen zwischen Aussiedlern und Binnendeutschen. (= Studien zur Deutschen Sprache 34). Tübingen: Narr.
- Vertovec, Steven (2015): Was die Zuwanderung mit Deutschland macht. (Gastbeitrag in der Süddeutschen Zeitung). <www.sueddeutsche.de/politik/fluechtlinge-was-die-zuwanderung-mit-deutschland-macht-1.2710550>, Stand: 13.2. 2018.

Bildnachweise

- S. 17: shutterstock_331268906
- S. 22: shutterstock_337017152
- S. 23: shutterstock_409629835

„DEUTSCHE SPRACHE – ZEITSCHRIFT FÜR THEORIE, PRAXIS, DOKUMENTATION“

Am Institut für Deutsche Sprache (IDS) gibt es eine Vielzahl unterschiedlicher Publikationen. Deren Schwerpunkte werden in der Reihe „Unsere Publikationen im Überblick“ porträtiert. Im aktuellen SPRACHREPORT 3/2018 stellen wir Ihnen die „Deutsche Sprache“ vor.

Die Zeitschrift – gegenwärtig im 46. Jahrgang – bietet Linguist/innen eine Plattform des wissenschaftlichen Austauschs und informiert vierteljährlich über aktuelle Forschungserkenntnisse der Germanistik.

AKTUALITÄT UND VERNETZUNG LINGUISTISCHER TEILBEREICHE

Neben der Publikation von Forschungsergebnissen und Dokumentationen soll die Zeitschrift fruchtbare Diskussionen rund um die germanistische Sprachwissenschaft anregen. Im Hinblick auf die voranschreitende Spezialisierung in neue Wissenschaftszweige trägt sie zur Vernetzung der germanistischen Teilbereiche bei und informiert über einschlägige Entwicklungen.

Verschiedene Perspektiven in Themenheften

Eine Besonderheit der Zeitschrift ist, dass alljährlich ein Themenheft erscheint, das einen eigenen inhaltlichen Schwerpunkt hat. Aktuellstes Beispiel dafür ist das im September 2018 erscheinende Heft, das die sprachlichen und kommunikativen Aspekte der Integration von Flüchtlingen in Deutschland in den Fokus nimmt. (Näheres zum Inhalt unter www.dsdigital.de/)

QUALITÄTSSICHERUNG DURCH PEER REVIEW UND REDAKTIONELLE ARBEIT

Um die Qualität einzelner Beiträge und das international anerkannte Niveau der Zeitschrift zu gewährleisten, werden alle Texte einer anonymen, doppelten Begutachtung (Peer Review) unterzogen. Diese wird von namhaften Linguist/innen (mit unterschiedlichen Forschungsschwerpunkten) des Herausgeberbeirats und des Internationalen Wissenschaftlichen Rats des IDS vorgenommen. Vor der Veröffentlichung der Beiträge erfolgen zudem zwei redaktionelle Korrekturgänge.

Herausgegeben wird die „Deutsche Sprache“ im Auftrag des IDS von **Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Ludwig M. Eichinger**, dem ehemaligen Direktor des Instituts (10/2002 - 07/2018), und **Prof. Dr. Angelika Linke**

(Zürich). Im Jahr 2019 werden diese Funktion **Prof. Dr. Henning Lobin**, neuer Direktor des IDS, und **Prof. Dr. Mechthild Habermann**, die derzeit noch Mitglied des Herausgeberbeirats ist, übernehmen. Der Herausgeberbeirat besteht aktuell außerdem aus **Prof. Dr. Ludger Hoffmann** (Dortmund), **Prof. Dr. Valéria Molnár** (Lund, Schweden), **PD Dr. Carolin Müller-Spitzer** und **Prof. Dr. Angelika Wöllstein** (beide IDS, Mannheim).

Vorteile des E-Journals

Neben der Druckausgabe der Zeitschrift können alle Inhalte online aufgerufen und heruntergeladen werden. So erhalten Interessierte noch vor der gedruckten Publikation Einblicke in die Forschung. Zusätzlich gibt es ein Online-Archiv, in dem alle bisher erschienenen E-Journal-Ausgaben vollumfänglich zugänglich sind. Bei der Recherche bestimmter Themen können hier gezielte Suchanfragen und Filteroptionen genutzt werden.

Näheres zu Inhalten, Leseproben und Angeboten rund um die Zeitschrift finden Sie hier: <www.dsdigital.de/>

Die Redaktion freut sich über neue Beiträge, die jederzeit unter <ds@ids-mannheim.de> eingereicht werden können. ■



OFFEN, UNABHÄNGIG, INTERAKTIV

DAS JOURNAL FÜR MEDIENLINGUISTIK STELLT SICH VOR

Die Autor_innen sind Herausgeber_innen des Journals für Medienlinguistik.

Konstanze Marx und Mark Dang-Anh sind Mitarbeiter_innen am Institut für Deutsche Sprache. Matthias Meiler ist Mitarbeiter an der TU Chemnitz.

Am 17. Mai 2018 wurde das Journal für Medienlinguistik (**jfml**) mit einer zweitägigen Konferenz am Institut für Deutsche Sprache eröffnet und ist seitdem unter <jfml.org> erreichbar. Zuvor gab es trotz reger medienlinguistischer Forschungstätigkeiten kein zusammenführendes, periodisches Publikationsorgan für die Medienlinguistik im deutschsprachigen Raum. Das wollten wir, die Herausgeber_innen des **jfml**, ändern.



EIN DESIDERAT IN DER NATIONALEN UND INTERNATIONALEN FORSCHUNGSLANDSCHAFT

Zwar gibt es bereits Portale wie <kontrastive-medienlinguistik.net> oder <mediensprache.net>. Diese kündigen Tagungen an, stellen Informationen über For-scher_innen zusammen und listen nicht zuletzt die dispers veröffentlichten medienlinguistischen Publikationen. Die Gesellschaft für Angewandte Linguistik bedient den Bereich der Medienlinguistik mit (nur) einer von sechzehn Sektionen (Mediendidaktik und Medienkommunikation) und kann mit der zugehörigen Zeitschrift für Angewandte Linguistik nicht den Bedarf nach einem Forum für die disziplinär und interdisziplinär geführte Diskussion der Medienlinguistik decken. Die junge internationale Zeitschrift: *ЖУРНАЛ „МЕДИАЛИНГВИСТИКА“* (International scientific electronic journal „Media Linguistics“) bedient mit vorwiegend russischsprachigen Artikeln in erster Linie den slavistischen Diskurs. Selbst im englischsprachigen Raum ist ein übergreifender medienlinguistischer Diskurs nicht in einer einschlägigen Zeitschrift gebündelt. In der Tat erwies sich also ein periodisches Publikationsorgan für die Medienlinguistik national wie international als Desiderat. Zusätzlich zu diesem Befund erschien es aber wichtig, auch eine Einschätzung der Community einzuholen, und so schrieben wir Briefe an das Who-is-Who der Medienlinguistik. Wir

stellten unsere Idee vor und baten die Wissenschaftler_innen, uns mit ihrer Expertise in einem Expert_innen-Gremium zu unterstützen. Die zahlreichen positiven Rückmeldungen beflogen uns in unserem Vorhaben.¹

Mit großem Enthusiasmus schrieben wir im Sommer 2015 schließlich einen Antrag an die Deutsche For-schungsgemeinschaft, die im Frühjahr 2016 eine Förde- rung des Projekts im Programm „Wissenschaftliche Literaturversorgungs- und Informationssysteme“ be-willigte (Laufzeit: drei Jahre). Offizieller Projektbeginn war dann im Herbst 2016 in Mannheim.

UNABHÄNGIG DANK DFG-FÖRDERUNG UND KOOPERATIONEN

Es begann eine Zeit des Herumprobierens, Alternativen-Auslotens, eine Zeit der Entscheidungen – Entschei-dungen, die wir auch gemeinsam mit unserem Editorial Board getroffen haben. So wurde etwa über das Corpo-rate Design des **jfml** online abgestimmt. Wir traten in die Sondierungsgespräche mit der Senckenberg-Uni-versitätsbibliothek Frankfurt am Main ein.² Hier ist der Fachinformationsdienst Linguistik angesiedelt, und es besteht langjährige Erfahrung mit der Publikations-software Open Journal Systems (OJS). Ein Vertrag über das Hosting wurde geschlossen. Zudem erhielten wir während der gesamten Phase engagierte und hochkom-petente Beratung durch die Bibliothek, die Forschungs-infrastruktur-Technik sowie die Verwaltung des Insti-tuts für Deutsche Sprache, wo auch die Website <dp.jfml.org> (siehe unten) gehostet wird. Insgesamt ist unser Projekt am IDS in Mannheim sehr gut aufge-hoben.³

Die Publikationspolitik des **jfml**

Das Journal für Medienlinguistik setzt sich zum Ziel, zu einer unabhängigen, offenen und interaktiven Wis-senschaftskultur beizutragen. Die Unabhängigkeit be-trifft zunächst einmal die Finanzierung und die unent-geltlichen Kooperationen mit Forschungsinstitutionen.

Hierzu konnten wir bei der DFG die oben schon erwähnte Starthilfe einwerben, die es uns ermöglichte, die notwendigen Vorbereitungen für die Gründung der Zeitschrift zu treffen. Die technische Infrastruktur und bibliothekarische Expertise wird durch die Universitätsbibliothek Frankfurt a. M. und das Institut für Deutsche Sprache zur Verfügung gestellt. Durch diese institutionelle Anbindung sind auch der langfristige Betrieb und die dauerhafte Archivierung der Zeitschrift gewährleistet.

Damit – und weil wir gemeinsam mit der Community die Korrektur und die Produktion der Artikel übernehmen – ist das Journal für Medienlinguistik vollkommen unabhängig von Verlagen. Ebenso verzichten wir auf eine Beteiligung an kommerziellen Indizes wie dem Impact Factor⁴ und streben stattdessen einen Eintrag im Directory of Open Access Journals (DOAJ) an, das nach strengen Kriterien überprüft, ob Zeitschriften auch tatsächlich Open-Access-Kriterien erfüllen.

OPEN ACCESS: ZUM LESEN ODER PUBLIZIEREN WERDEN KEINE GEBÜHREN ERHOBEN

Das **jfml** ist in diesem Sinne eine offene Zeitschrift. Wir erheben im Open Access weder von Autor_innen Article Processing Charges (APC) noch von Leser_innen Gebühren, und die Artikel werden über die Bibliotheksrepositorien langzeitarchiviert, wodurch sie weltweit sofort und ohne weitere Hürden zugänglich sind. Das **jfml** ist zweisprachig, Artikel können also auf Deutsch oder Englisch eingereicht werden. Zudem findet sich vor jedem Artikel ein englischsprachiges Abstract. Ein breites Spektrum medienlinguistischer Forschung ist dazu eingeladen, theoretische, empirische, methodische und methodologische Fragestellungen zu bearbeiten und im Journal für Medienlinguistik einzureichen.

Die Artikel werden im **jfml** fortlaufend sofort nach Abschluss des Begutachtungsverfahrens veröffentlicht und nicht zuerst für einzelne Ausgaben gesammelt.

Am Ende gehen alle Artikel in eine Jahresausgabe ein. Darüber hinaus wird es die Möglichkeit für Wissenschaftler_innen geben, Themenhefte redaktionell zu betreuen und klassisch als Ausgabe zu publizieren. Alle Artikel erscheinen, soweit nicht anders von den Autor_innen gewünscht, unter einer CC BY-SA-Lizenz.⁵

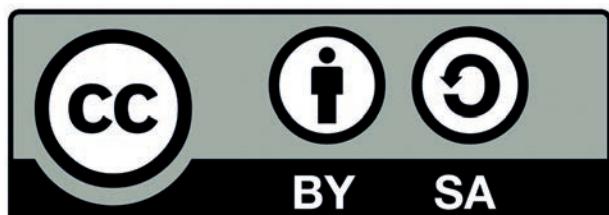


Abb. 1: Creative Commons-Lizenz CC BY-SA 4.0 international

Dem Journal für Medienlinguistik räumen die Autor_innen dabei lediglich ein einfaches Nutzungsrecht ein, was ihnen ermöglicht, die Artikel auch an anderer Stelle, z. B. auf der eigenen Homepage, zu veröffentlichen.

EINE WISSENSCHAFTLICHE ZEITSCHRIFT MIT INTERAKTIVEN ELEMENTEN

Der dritte Punkt, wodurch sich die Zeitschrift vermutlich von vielen konventionellen Formaten unterscheidet, ist der der Interaktivität. Das **jfml** setzt darauf, dass die wissenschaftliche Gemeinschaft den Begutachtungsprozess und die Produktion mitgestaltet. Hierfür haben wir ein Open-Peer-Review-Verfahren eingerichtet, das unten detaillierter vorgestellt wird. Das **jfml** lebt gerade hier von seiner Community, die sich insbesondere am Begutachtungsprozess eingereichter Manuskripte beteiligen soll. Diese erscheinen nämlich zunächst auf der oben bereits erwähnten Website <dp.jfml.org>. Hier findet das Open Peer Review mithilfe einer Kommentarfunktion statt. Im Rahmen dieses öffentlichen Begutachtungsprozesses gibt es auch eine neue Textsorte, die eine Schnittstelle zwischen medienlinguistischer Wissenschaft und der interessierten Öffentlichkeit bieten wird: das Blogstract.

Artikel & Abstracts, Diskussionspapiere & Blogstracts – die Komponenten des jfml

Das **jfml** unterscheidet zwischen Artikeln und Diskussionspapieren, zwischen Abstracts und Blogstracts. Während Textsorten wie Abstracts und Artikel, wie sie klassischerweise in Zeitschriften zu finden sind, nicht näher erklärt werden müssen, bedarf es einiger Erläuterungen zum Blogstract und zum Diskussionspapier. Hier handelt es sich um Textsorten, die Teil des Open-Peer-Review-Verfahrens sind, das, wie erwähnt, auf dp.jfml.org stattfindet („dp“ steht für Diskussionspapiere bzw. Discussion Papers).

Diskussionspapiere sind Manuskripte, die sich im Begutachtungsprozess befinden. Sie werden fortlaufend nummeriert, haben ein Wasserzeichen und sind mit einer Zeilennummerierung versehen. Diese gewährleistet, dass in den Gutachten und Kommentaren präzise auf die entsprechenden Stellen im Diskussionspapier Bezug genommen werden kann. Das Diskussionspapier unterliegt dem Urheberrecht und ist nicht wie begutachtete Artikel mit einer Creative-Commons-Lizenz versehen. Es ist also in diesem Status ein reines Arbeitspapier, das im Rahmen des Open Peer Reviews begutachtet wird. Wenn der Begutachtungsprozess abgeschlossen ist, wird die Diskussion unter einem Diskussionspapier geschlossen. Die Gutachten und die Kommentare bleiben online zur Einsicht verfügbar.

Jedem Diskussionspapier im **jfml** wird ein Blogstract vorgeordnet. Ein Blogstract ist eine spezifische Abstract-Form, in der die Relevanz der Untersuchung und die wesentlichen Inhalte des Diskussionspapiers allgemein verständlich – also auch für eine interessierte Öffentlichkeit – zusammengefasst und damit sowohl für den interdisziplinären als auch den nicht-akademischen Diskurs anschlussfähig gemacht werden. Alle Interessierten sind eingeladen, Blogstracts unter dp.jfml.org zu kommentieren. Dadurch wird eine unmittelbar an einen Beitrag anschließende, interaktive Diskussion ermöglicht. Idealerweise beteiligen sich die Autor_innen natürlich an der moderierten⁶ Diskussion.

OPEN PEER REVIEW: EIN OFFENES VERFAHREN WISSENSCHAFTLICHER QUALITÄTSSICHERUNG

Warum ist uns diese Transparenz so wichtig? Wir alle haben die zunehmende Wissenschaftskepsis schon in der einen oder anderen Weise erfahren. Um dieser zu begegnen, ist es – so denken wir – eine wichtige Aufgabe (unter vielen), das zentrale Verfahren wissenschaftlicher Qualitätssicherung offen zu legen und so einen Einblick in die Prozesse und Arbeitsweisen von Wissenschaft zu ermöglichen. Die Blogstracts bieten hierzu einen geeigneten Einstieg. Das Open-Peer-Review-Verfahren vervollständigt diesen Ansatz.

Das Begutachtungsverfahren des jfml

Das Journal für Medienlinguistik verwendet zur wissenschaftlichen Qualitätssicherung ein Open-Peer-Review-Verfahren. Durch die Interaktivität, die Publizität und die Nicht-Anonymität des Verfahrens soll nicht nur die Qualität der Einreichungen und die der Gutachten erhöht, sondern das Begutachtungsverfahren insgesamt auch transparenter gestaltet werden – und zwar im Sinne von: nachvollziehbarer und begründeter.

Wie hat man sich das Open-Peer-Review im Einzelnen vorzustellen?

Die wesentlichen, vorab planbaren Schritte sind in Abbildung 2 zusammengefasst und gestalten sich wie folgt:

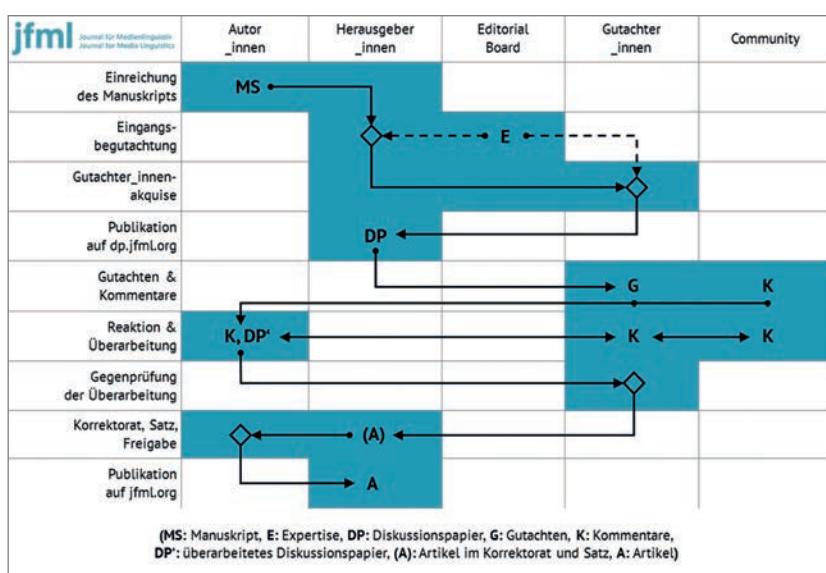


Abb. 2: Das Open-Peer-Review-Verfahren des Journals für Medienlinguistik

Kommt es zur Einreichung eines Manuskripts (in Abb. 2: MS), ist es zunächst die Aufgabe der Herausgeber_innen, eine Eingangsbegutachtung vorzunehmen. Die Eingangsbegutachtung klärt die folgenden Fragen:

- 1) Ist die Einreichung im thematischen Spektrum des **jfml** verortbar?
- 2) Genügt die Einreichung wissenschaftlichen Standards und
- 3) lässt sie eine gute wissenschaftliche Praxis erkennen, wie sie bspw. die DFG formuliert?
- 4) Erfüllt die Einreichung auch die formalen Vorgaben des **jfml**?

Sollten in einem der Punkte hartnäckige Zweifel bestehen bleiben oder eine nicht beizulegende Unstimmigkeit unter den Herausgeber_innen herrschen (bspw. im Hinblick auf die thematische Passung), kann bei diesem Schritt auf die Expertise (in Abb. 2: E) eines Mitglieds des Editorial Boards zurückgegriffen werden. Konnte über die Eingangsbegutachtung aber positiv beschieden werden, akquirieren die Herausgeber_innen zwei einschlägige Gutachter_innen. Auch hier kann

das Editorial Board für Empfehlungen hinzugezogen, oder einzelne Mitglieder können direkt um ein Gutachten gebeten werden. Sobald zwei Zusagen für ein Gutachten eingegangen sind, wird das eingereichte Manuskript als Diskussionspapier (in Abb. 2: DP) sofort auf <dp.jfml.org> veröffentlicht. Ab diesem Zeitpunkt haben die Gutachter_innen acht Wochen Zeit, ihr Gutachten (in Abb. 2: G) zu erstellen und unter dem Diskussionspapier zu veröffentlichen. In dieser Zeit kann freilich auch die Community und die weitere 'Internet-Öffentlichkeit' mittels Kommentaren (in Abb. 2: K) zu dem Diskussionspapier Stellung nehmen. Der_Autor_in hat daraufhin sechs Wochen Zeit, mit Kommentaren auf die Gutachten und auf mögliche andere Kommentare zu antworten und das Diskussionspapier – wenn angemahnt – zu überarbeiten (in Abb. 2: DP').

In dieser Phase kann es natürlich zu weiterführenden Diskussionen zwischen Autor_innen, Gutachter_innen und der weiteren Community kommen. In jenem Fall, in dem die Gutachten Überarbeitungen in unterschiedlichem Umfang zur Publikationsbedingung gemacht

The screenshot shows the homepage of the **jfml** (Journal für Medienlinguistik / Journal for Media Linguistics) website. The top navigation bar includes links for **Registrieren** and **Einloggen**. The main content area features a large image of a person working at a desk. To the left, there is a brief description of the journal's mission and submission process. The right side contains sections for **Beitrag einreichen** (with language options **Sprache**, **Deutsch**, **English**), **Informationen** (with links for **Für Leser_innen**, **Für Autor_innen**, and **Für Bibliothekar_innen**), and a note about the journal's Creative Commons license.

Das *Journal für Medienlinguistik (jfml)* ist eine medienlinguistische Open-Access-Zeitschrift. Im Sinne einer offenen, interaktiven und unabhängigen Wissenschaftskultur erfolgt die Qualitätssicherung des *jfml* durch ein [Open Peer Review](#) und die medienlinguistische Expertise des [Editorial Boards](#). Das *jfml* veröffentlicht deutsch- und englischsprachige Artikel, Rezensionen und Tagungsberichte, die fortlaufend erscheinen.

Der Medienlinguistik kommen zwei wesentliche Aufgabenbereiche zu, die die thematischen Eckpfeiler des *jfml* bilden:

- 1) Die theoretische und empirische Durchdringung des Verhältnisses zwischen Medialität und Sprachlichkeit: Dieses Verhältnis stellt sich für Kommunikation, Kultur und Kognition als grundlegend dar. Insofern erweist sich die Medienlinguistik als basales sprachwissenschaftliches Forschungsfeld.
- 2) Die Erforschung von Sprache und Kommunikation unter dem Einfluss medialer Veränderungen. Diese Veränderungen hatten und haben Auswirkungen auf das gesellschaftliche Leben: auf den Alltag, die beruflichen Kontexte und natürlich gerade auch die Öffentlichkeit. Daher sind sowohl auf der Mikro- als auch auf der Makroebene medienlinguistische Analysen notwendig.

Das *jfml* lädt dazu ein, theoretische, empirische, methodische und methodologische Fragestellungen zu bearbeiten und entsprechende Artikel [einzureichen](#). Ferner sind Rezensionen und Tagungsberichte medienlinguistischer Publikationen und Veranstaltungen erwünscht.

Alle Beiträge erscheinen unter einer Creative Commons-Lizenz ([CC BY-SA 4.0 international](#)).

Abb. 3: Die Startseite des Journals für Medienlinguistik unter <jfml.org>

Auf dieser Seite findet das [Open Peer Review](#) des Journals für Medienlinguistik statt. Auf diese Weise wird das Begutachtungs- und Qualitätsicherungsverfahren wissenschaftlicher Publikationen im Sinne einer unabhängigen, offenen und interaktiven Wissenschaftskultur transparent gemacht. Mehr Informationen zum [Open-Peer-Review-Verfahren](#).

Die aktuellen Diskussionspapiere finden Sie im Menü unter „[Open Peer Review](#)“ als PDFs mit Zeilennummerierung. Abgeschlossene Diskussionspapiere befinden sich im [Archiv](#) und bleiben dauerhaft einsehbar. Die Diskussionspapiere werden durch ein [Blogstract](#) zusammengefasst. Direkt darunter können Sie das Blogstract und die Diskussionspapiere kommentieren. Bitte benutzen Sie hierzu Ihren Klarnamen. Auch die Gutachten sind in den Kommentaren einsehbar. Positiv begutachtete Diskussionspapiere finden Sie als zitierbare wissenschaftliche Artikel unter www.jfml.org.

Abb. 4: Die Seite für Diskussionspapiere und das Open Peer Review unter <dp.jfml.org>

haben, werden diese Überarbeitungen innerhalb von drei Wochen von einer_einem der Gutachter_innen überprüft. Auf Grundlage dieser Prüfung wird endgültig über die Annahme bzw. Ablehnung des Diskussionspapiers in das **jfml** entschieden. Bei positiver Entscheidung sorgt die Redaktion anschließend innerhalb von zwei Wochen für Korrektorat und Satz (in Abb. 2: (A)). Nach Publikationsfreigabe durch den_die Autor_in wird die Einreichung sofort auf <jfml.org> als Artikel publiziert.

PUBLISH-AS-YOU-GO: SCHNELL PUBLIZIEREN OHNE QUALÄTSVERLUST

Von der Eröffnung des Open Peer Reviews bis zur Publikation des Artikels vergehen also günstigstenfalls nur ungefähr fünf Monate (19 Wochen).

Die Webpräsenz(en) des **jfml**

Unter <jfml.org> befindet sich die Hauptseite der Zeitschrift, die mit dem Publikationssystem OJS 3 erstellt wurde (siehe Abb. 3). Dort sind neben einer kurzen inhaltlichen Beschreibung der Zeitschrift, in der die Schwerpunkte des **jfml** umrissen werden, auch die aktuelle Ausgabe, das Archiv mit vergangenen Ausgaben sowie Mitteilungen und die wichtigsten Informationen über das **jfml** (zum Konzept, zur Beitragseinreichung, die **jfml**-Community und Kontaktmöglichkeiten) zu finden.

In der aktuellen Ausgabe sind die positiv begutachteten Artikel sowie Rezensionen und Tagungsberichte einzusehen. Die Artikel erscheinen jeweils sowohl als zitierfähiges PDF als auch als suchmaschinenfreundliche HTML-Version. Das Journal für Medienlinguistik wird alle Artikel fortlaufend oder als Themenhefte publizieren.⁸ Alle erschienenen Ausgaben werden nach

der Publikation im Archiv, nach Jahren und Ausgaben geordnet, dauerhaft verfügbar sein. Die UB Frankfurt a. M. sorgt dafür, dass die Ausgaben langzeitarchiviert und an die relevanten bibliothekarischen Datenbanken und Bibliotheken abgeliefert werden. Jeder Artikel erhält eine DOI-Nummer und kann dadurch dauerhaft eindeutig zugeordnet und abgerufen werden.

Von der Hauptseite aus gelangt man aber auch zu den Diskussionspapieren, die aktuell einer Begutachtung unterzogen werden.

<DP.JFML.ORG>: DIE ADRESSE FÜR EINGEREICHTE DISKUSSIONSPAPIERE

Eine Besonderheit des Journals für Medienlinguistik ist das oben bereits beschriebene Open-Peer-Review-Verfahren. Dieses wird auf einer zweiten Webpräsenz durchgeführt, die auch serverseitig von der Hauptseite der Zeitschrift getrennt ist. Auf der Website <dp.jfml.org> (siehe Abb. 4) findet das Open Peer Review statt. Sie setzt auf dem Content-Management-System WordPress auf und wird am IDS gehostet. WordPress macht es technisch möglich, dass die einzelnen Einreichungen (wie oben beschrieben) kommentiert werden können.

Auf <dp.jfml.org> sind die aktuell stattfindenden Begutachtungsverfahren ebenso einsehbar, wie abgeschlossene Open-Peer-Review-Prozesse, die dauerhaft auf der Seite verbleiben, um die Nachvollziehbarkeit und Transparenz der Begutachtungsverfahren im offenen Peer Review zu gewährleisten.

Die Diskussionspapiere und zugehörigen Blogstracts können kommentiert werden. Auch die Gutachten erscheinen an dieser Stelle und reihen sich in den Kommentarverlauf ein. Die Autor_innen sind dazu eingeladen, mit den Gutachter_innen und den weiteren Kommentierenden die jeweiligen Anmerkungen zu kommentieren und zu diskutieren. Alle Beteiligten werden dabei dazu angehalten, unter ihrem Klarnamen zu kommentieren. Nach Abschluss des Open Peer Reviews wandert der Beitrag ins Archiv von <dp.jfml.org> und bleibt dort dauerhaft einsehbar. Der Kommentarbereich kann ohne Anmeldung genutzt werden. Er bietet sowohl die Möglichkeit der fachinternen Dis-

kussion als auch der Auseinandersetzung mit einer interessierten Öffentlichkeit. Das Blogstract kann somit durchaus als erster Zugang zu medienlinguistischer Forschung verstanden werden. Der gesamte interaktive Begutachtungsprozess spielt sich also auf dieser Seite unter <dp.jfml.org> ab.

BEITRÄGE KÖNNEN IN WENIGEN SCHRITTEN EINGEREICHT WERDEN

Auf der Hauptseite <jfml.org> befinden sich nach dem Abschluss des oben vorgestellten Open-Peer-Review-Verfahrens die positiv begutachteten Artikel. Die Einreichung von Beitragsvorschlägen erfolgt ebenso auf <jfml.org> mithilfe des zugrundeliegenden Publikationssystems OJS. Hierzu kann in wenigen, einfachen Schritten ein Account erstellt werden. An die Einreichung schließt sich, wie oben ausgeführt, die Eingangsbegutachtung an, und im positiven Fall wird das Open Peer Review eröffnet.

Der Gemeinschaftsaspekt des jfml

Das Journal für Medienlinguistik schreibt Gemeinschaft groß. Wir freuen uns über ein Editorial Board mit 25 renommierten medienlinguistischen Expert_innen. Darüber hinaus hoffen wir auf die Mitarbeit einer Community auf unterschiedlichen Ebenen des Publikationsverfahrens. Dies betrifft neben den Gutachten das Korrektorat und den Satz der Beitragseinreichungen.

MACHEN SIE MIT!

Wir können durch die Anschubfinanzierung personelle und technische Hilfen für die Startzeit der Zeitschrift einrichten. Damit sich das **jfml** auf Dauer selbst trägt, sind wir aber darauf angewiesen, dass eine Community aktiv wird, die die Qualitätssicherung und die Produktion der Beiträge mitgestaltet. Auf der **jfml**-Hauptseite möchten wir daher unter dem Punkt „Community“ alle, die als Gutachter_innen oder Helfende in der Produktion der Zeitschrift mitwirken, würdigen und ihnen für die Mitarbeit danken. Im Gegensatz zu klassischen Double Blind Peer Reviews verbleibt also der Anteil der Mitwirkenden nicht im Hintergrund und

erstreckt sich eben nicht nur auf die Gutachten, sondern auch auf die Ebene der Produktion. Über zahlreiche Mitstreiter_innen freuen wir uns sehr, und wir laden an dieser Stelle herzlich zur Mitwirkung ein. ■

Anmerkungen

- 1 Wir sind sehr dankbar dafür und glücklich darüber, dass Jannis Androutopoulos (Hamburg), Michael Beißwenger (Duisburg-Essen), Alexander Brock (Halle), Hans-Jürgen Bucher (Trier), Christine Domke (Fulda), Susanne Günther (Münster), Stefan Habscheid (Siegen), Stefan Hauser (Zug), Werner Holly (Chemnitz), Wolfgang Imo (Hamburg), Ulla Kleinberger (Zürich), Michael Klemm (Koblenz-Landau), Hartmut Lenk (Helsinki), Wolf-Andreas Liebert (Koblenz-Landau), Heinz-Helmut Lüger (Koblenz-Landau), Martin Lugimbühl (Basel), Christiane Maaß (Hildesheim), Sandro Moraldo (Bologna), Daniel Perrin (Zürich), Peter Schlobinski (Hannover), Ulrich Schmitz (Duisburg-Essen), Jan Georg Schneider (Koblenz-Landau), Hartmut Stöckl (Salzburg), Angelika Storrer (Mannheim) und Eva Lia Wyss (Koblenz-Landau) dem Editorial Board des Journals für Medienlinguistik angehören.
- 2 Wir danken Heike Renner-Westermann, Thorsten Fritze und Vanya Dimitrova von der UB Frankfurt für die Betreuung des Hostings und die Unterstützung bei der Einrichtung der OJS-Instanz.
- 3 Wir danken der Bibliotheksleiterin Monika Pohlschmidt und dem Leiter der Forschungsinfrastruktur-Technik, Oliver Schonefeld. Ebenso danken wir Gerd Piroth, der die Finanzen im Auge behält, Heike Ripke, die einen Blick auf die Projektfortschritte hat, und Doreen Huck, die uns bei allen Reiseangelegenheiten zur Seite steht.
- 4 Vgl. hierzu die San Francisco Declaration on Research Assessment unter <<https://sfdora.org/>>.
- 5 Die Lizenzbedingungen sind unter <<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/legalcode.de>> einsehbar.
- 6 Unter Moderation verstehen wir in diesem Zusammenhang maßgeblich, dass wir ein Auge darauf haben, dass allgemeine Regeln des respektvollen Umgangs gewahrt bleiben. Es geht uns nicht darum, die Diskussionen zu koordinieren und zu steuern.
- 7 Vgl. hierzu die Empfehlung zur „Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis“ der Deutschen Forschungsgemeinschaft unter <www.dfg.de/foerderung/grundlagen_rahmenbedingungen/gwp/> (ergänzte Auflage von 2013).
- 8 Wir bitten Interessent_innen darum, mit uns unter <redaktion@jfml.org> Kontakt aufzunehmen, falls sie ein Themenheft im Journal für Medienlinguistik publizieren möchten. ■

KONSTRUKTIVISMUS UND REALISMUS

GRUNDPOSITIONEN LINGUISTISCHER THEORIE

Der Autor ist Professor für Germanistische Sprachwissenschaft an der Universität Kassel.

Konstruktivistisches Denken in der Sprachtheorie¹

Unter Konstruktivismus – in seiner auf Sprache bezogenen Form – wird im Folgenden die Auffassung von der sprachlichen Gebundenheit des Weltzugangs und der wirklichkeitskonstituierenden Kraft der Sprache verstanden. Danach bezeichnen Wörter und Sätze nicht die Dinge an sich, sondern tun dies immer aus einer bestimmten Perspektive. Diese Perspektive ist nicht nur die des individuellen Sprechers, sondern ist auch der Sprache bereits inhärent: Wir eignen uns die Welt entlang der lexikalischen Kategorien und grammatischen Strukturen an, die wir in der Sprache vorfinden und die wir neu in ihr schaffen. Indem Sprache die Dinge der Welt nicht einfach passiv abbildet, sondern unseren geistigen Zugang zu ihnen leitet, prägt sie unser Bild von der Wirklichkeit. In der Trias von Sprache, Denken und Wirklichkeit kommt damit der Sprache das Apriori zu. Je nach Radikalität des linguistischen Konstruktivismus wird diese sprachliche Prägung des Wirklichkeitsbildes als nur in Teilen oder als absolut gegeben verstanden. Im letzteren Fall ist ein Denken ‚an der Sprache vorbei‘, ein sprachfreies Erkennen der Welt, unmöglich.

EIN SPRACHFREIES ERKENNEN DER WELT IST FÜR DEN LINGUISTISCHEN KONSTRUKTIVISMUS UNMÖGLICH

Dabei scheint sich der Wortschatz der Sprache in besonderer Weise zu konstruktivistischen Argumentationen anzubieten, weil Wörter aufgrund ihrer semantischen Eigenschaften sehr leicht zu Sachverhalten in Bezug gesetzt werden können. Dass mit der Wahl eines Ausdrucks wie *Verteidigungsminister* die Wirklichkeit als etwas sehr anderes präsentiert wird als durch den Ausdruck *Kriegsminister*, wie er noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts üblich war, ist offensichtlich. Ein aktuelleres Beispiel ist die Alternative von *Freisetzung* (von Arbeitskräften) und *Entlassung*. *Freisetzung* war 1994 einer der Kandidaten bei der Wahl zum „Unwort des Jahres“.

Wenn eine sprachfreie Erkenntnis der Wirklichkeit unmöglich ist, dann lässt sich, etwas pointiert, sagen, dass die Sprache mit dem für uns einzig verfügbaren Bild

von der Wirklichkeit in gewisser Weise die Wirklichkeit selbst für uns hervorbringt. Jenseits der sprachlich konstituierten Wirklichkeit gibt es – für uns als erkennende Subjekte – keine Wirklichkeit. Was wie eine Einschränkung klingen mag – „für uns als erkennende Subjekte“ – beschreibt eher eine erkenntnistheoretische Erleichterung, denn wenn keine andere Wirklichkeit als die sprachlich konstituierte erkennbar ist, ist es müßig, eine wie auch immer geartete ‚Wirklichkeit an sich‘ in unsere Überlegungen einzubeziehen: Wir sind von der Aufgabe entbunden, objektive Beschreibungen von ihr zu liefern, können uns ganz auf die Beschreibung der Konstruktionen konzentrieren.

Der Gedanke der sprachlichen Konstitution bzw. Konstruktion der Wirklichkeit – die Ausdrücke werden hier synonym verwendet – begegnet in zahlreichen sprachwissenschaftlichen Publikationen.² Im Folgenden seien einige charakteristische Formulierungen aus einem einzigen Sammelband aufgeführt, und der Verfasser bezieht sein eigenes Arbeiten ausdrücklich in diese Form der Argumentation ein (Felder / Gardt 2015):³

realitätskonstituierende Macht der Wörter, gegenstandskonstitutive Rolle von Sprache, zentrale Rolle der Sprache im Prozess der Gegenstandssetzung / -prägung / -konstitution, Sachverhaltskonstitution durch Sprache, sprachliche Konstruktion von Wirklichkeit durch Medien, wirklichkeitskonstitutive Kraft der Kommunikation, Realitäten werden sprachlich konstruiert, mit Sprache werden Realitäten konstruiert, Sprache wirkt konstitutiv in den Prozessen der Erkenntnisgewinnung mit, Sprache bildet Außersprachliches nicht einfach ab, vielmehr trägt (der oft strategische Einsatz von) Sprache selbst dazu bei, ‚Wirklichkeit‘ zu schaffen usw.

In linguistischen Arbeiten begegnen Äußerungen dieses Zuschnitts gehäuft in den Feldern Semantik, Lexikologie, Text- / Gesprächsanalyse und Diskursanalyse. Aber konstruktivistisches Denken ist nicht auf die Sprachwissenschaft oder die Philologien beschränkt, Titel wie „Sprachliche Konstruktion der Wirklichkeit: Metaphern in Therapiegesprächen“ (Roderburg 1998) oder „Konstruktion von Wirklichkeit: Beiträge aus geschichtstheoretischer, philosophischer und theologischer Perspektive“ (Schröter / Eddelbüttel 2004) illustrieren dies.

trieren es.⁴ Aus der sozialwissenschaftlichen Forschung ist ein wichtiger Bezugstext auch für die Linguistik Peter L. Bergers und Thomas Luckmanns „Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“ von 1966.

Zugleich sind naturwissenschaftliche Inhalte und Arbeitsweisen Gegenstand konstruktivistischer Diskussion, etwa im Neurobiologischen Konstruktivismus (z.B. Roth 2003 u. demn.), stehen dabei ihrerseits wieder in je eigenen Traditionen, z. B. des Radikalen Konstruktivismus.⁵ Die kognitive Linguistik lässt vor allem in ihren empirisch ausgerichteten Teilen entsprechende Berührungspunkte erkennen (dazu siehe unten).

Traditionen des linguistischen Konstruktivismus

Eine klassische Textstelle zur Geschichte konstruktivistischen Denkens in der Sprachtheorie ist diese Passage aus dem Werk Wilhelm von Humboldts (1836 / 1992, S. 53f.):

In jeder Sprache liegt eine eigentümliche Weltansicht. Wie der einzelne Laut zwischen den Gegenstand und den Menschen, so tritt die ganze Sprache zwischen ihn und die innerlich und äußerlich auf ihn einwirkende Natur. [...] Der Mensch lebt mit den Gegenständen hauptsächlich, ja, da Empfinden und Handeln in ihm von seinen Vorstellungen abhängen, sogar ausschließlich so, wie die Sprache sie ihm zuführt. Durch denselben Akt, vermöge dessen er die Sprache aus sich herausspinnt, spinnt er sich in dieselbe ein, und jede zieht um das Volk, welchem sie angehört, einen Kreis, aus dem es nur insofern hinauszugehen möglich ist, als man zugleich in den Kreis einer andren hinübertritt. Die Erlernung einer fremden Sprache sollte daher die Gewinnung eines neuen Standpunkts in der bisherigen Weltansicht sein [...].

Positionen, die das Verhältnis von Sprache und Denken in diesem Sinne fassen, begegnen gehäuft seit dem späten 18. Jahrhundert. Meist sind sprachkonstruktivistische Argumentationen einzelsprachlich ausgerichtet: Jede Sprache repräsentiert eine ganz bestimmte Perspektive auf die Wirklichkeit und wirkt durch sie prägend auf das Denken ihrer Sprecher. Diese einzelsprachliche Ausrichtung aber ist nicht zwingend, möglich ist auch eine universalistische Position, wonach sich die Strukturen der Einzelsprachen auf eine Art Urform rückführen lassen, die ihrerseits mit den Struktu-

ren des Bewusstseins korreliert. Universalistische Überlegungen begegnen ebenfalls bereits früh, vor allem dort, wo das Lateinische als universale Sprache gilt.

KONSTRUKTIVISTISCHES DENKEN BEGEGNET SEIT JAHRHUNDERTEN

Berühmt sind Friedrich Nietzsches wuchtige Angriffe auf jeden schlichten Positivismus, der den eigenen Blick auf die Welt – darunter auch den Blick des Wissenschaftlers – für einen sicheren Zugriff auf ‚die Wahrheit‘ hält (Nietzsche 1873 / 1967, § 1):

Was ist also Wahrheit? Ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien, Anthropomorphismen, kurz eine Summe von menschlichen Relationen, die, poetisch und rhetorisch gesteigert, übertragen, geschmückt wurden, und die nach langem Gebrauche einem Volke fest, canonicisch und verbindlich dünken: die Wahrheiten sind Illusionen, von denen man vergessen hat, dass sie welche sind [...].

Bei Überlegungen dieser Art ist weniger die bloße Feststellung einer sprachlichen Gliederung der Wirklichkeit wichtig, denn wir wissen genau, dass die Sprachen der Erde die Phänomenwelt unterschiedlich segmentieren. Das Entscheidende ist damit aber noch nicht benannt: Welches Ausmaß und welche Folgen hat diese unterschiedliche Segmentierung? Ist ein Zugriff auf die Phänomenwelt an der Sprache vorbei möglich, sodass wir sozusagen mit eigenen Augen sehen können, wie sich die Dinge tatsächlich verhalten?

Hier sind konstruktivistische Ansätze zu erwähnen, die zu ihren Aussagen nicht auf dem Wege der reinen Reflexion, sondern durch empirische Untersuchung gelangen. Bereits Humboldt und seine Zeitgenossen hatten ihre sprachtheoretischen Überlegungen aufgrund von Analysen lexikalischer und grammatischer Strukturen nicht-indoeuropäischer Sprachen formuliert. Bekannt (und nicht unumstritten) sind die entsprechenden Arbeiten Benjamin Lee Whorfs um die Mitte des 20. Jahrhunderts, die in der Formulierung eines linguistischen Relativitätsprinzips resultierten



Welche Farbe hat der Himmel an einem klaren Tag? Welche Farbe haben Palmwedel? Sprecher einiger Sprachen würden auf beide Fragen mit demselben Wort antworten (vgl. Everett 2013, S. 170ff.).

(„Language, Thought and Reality“ 1956).⁶ Eine aktuelle Fortsetzung finden sie in empirischen Untersuchungen etwa zur Korrelation von Sprache und Farb-, Zeit- und Raumwahrnehmungen (z. B. Everett 2013, Thibodeau / Boroditsky 2015). Die kognitive Linguistik forscht in einem Bereich, der es erlaubt, sprachliche Strukturen zu mentalen Konstellationen und zugleich zu kulturellen Fragen in Bezug zu setzen, erwähnt seien nur die Untersuchungen zu konzeptuellen Metaphern von George Lakoff und Mark Johnson (Lakoff / Johnson 2008), auch die Forschung zur Frame-Semantik (z. B. Busse 2012).

Ein häufig begegnendes Kennzeichen konstruktivistischer Argumentation ist der Rückzug von der Behauptung, objektiv zutreffende Aussagen über die Wirklichkeit formulieren zu können, jedenfalls dann, wenn *objektiv* eine Korrespondenz zwischen der Aussage und der beschriebenen Wirklichkeit meint. Sehr eindrucksvoll zeigt sich das in den Arbeiten Richard Rortys, der als ein Beispiel für viele genannt sei. Unser Blick auf die Welt ist für Rorty kein objektives, von den Gegenständen geleitetes Erkennen, sondern durch unser Vokabular gelenkt. Auch Naturwissenschaftler, so Rorty, „erfinden“ lediglich ihre Beschreibungen der Welt: „In keinem Sinn aber ist auch nur eine dieser Beschreibungen eine genau zutreffende Darstellung der Weise, wie die Welt an sich ist.“ (Rorty 1989, S. 21f.)

Rortys Überlegungen und die vieler anderer machen es deutlich: Der konstruktivistische Gedanke birgt ungemein attraktive Möglichkeiten für die gesellschaftliche Auseinandersetzung über das Verfasstsein der Wirklichkeit. Sicher geglaubte Wahrheiten können als eben nur geglaubte Wahrheiten offengelegt werden,

und ganze Gebäude machtvoller Begriffshierarchien können so ins Wanken, gar zum Einsturz gebracht werden. Das viel zitierte Diktum Nietzsches – „[N]ein, gerade Thatsachen giebt es nicht, nur Interpretationen“ (Nietzsche 1886 / 1967, 7 / 60)⁷ – fasst diese Auffassung prägnant zusammen und ist zu einem Kampfgruß des Konstruktivismus geworden.

Die Plausibilität des linguistischen Konstruktivismus

Wenn in aktuellen geistes- und kulturwissenschaftlichen Beschreibungen des Ortes der Sprache in der Welt die Rede davon ist, Sprache sei das „Grundlegendste und zugleich [...] Höchste“ für den Menschen, sei „unhintergehbar und unüberschreitbar“ (so z. B. Angehrn / Küchenhoff 2012, S. 7), dann ist das zunächst nicht mehr als eine Behauptung. Diese Behauptung kann sich allerdings, wie gezeigt wurde, auf eine Tradition von Jahrhunderten stützen. Schon zu Beginn des 17. Jahrhunderts weist der englische Empirist Francis Bacon (1620) im „Novum Organum“ auf die sprachliche Segmentierung der Welt hin: Die Wörter trennen die Dinge („Verba [...] res secant“, Aphorismus 59). Das gilt im Positiven wie im Negativen, denn die Wörter wirken auf das Bewusstsein zurück („verba [...] super intellectum retorqueant et reflectant“, ebd.) und können den Menschen zu allen möglichen Hirngespinsten („commenta“, Aphorismus 43) verleiten.

Genau dieser Sachverhalt ist es, der das sprachkonstruktivistische Denken plausibel macht: Weil die Sprache kein einfacher Spiegel der Wirklichkeit ist, sondern Perspektiven auf sie bietet, lässt sich die Sprache auf eben diese Perspektiven abfragen. Der Konstruktivismus bietet die ideale Theorie, um die in der Sprache sedimentierten Wissensbestände, Positionen, Meinungen, Überzeugungen einer Sprach- und Kulturgemeinschaft offenzulegen. Häufig vollzieht sich dieses Offenlegen in den Sphären von Politik und Gesellschaft, und konstruktivistische Analyse kann dort aufzeigen, dass Begriffe wie *Nation*, *Volk*, *Rasse*, *Geschlecht* alles andere als objektive Abbilder der Wirklichkeit bieten.

Schon vor ihrer Verwendung durch die einzelnen Sprecher, vor deren individueller Prägung der Wörter, sind sie nicht perspektivisch neutral, und ein Ausdruck wie *Neger* hat seine semantische Unschuld vollends verloren. Vermeintliche Wahrheiten lassen sich als eben nur vermeintliche ausweisen, und die linguistische Diskursanalyse – als diejenige Strömung in der Sprachwissenschaft, die solche Untersuchungen am intensivsten betreibt – umfasst denn auch neben einer deskriptiven Variante eine dezidiert ideologiekritische. Zur Tradition beider gehören die Arbeiten Michel Foucaults (1973), die sich nicht nur, aber eben auch als Texte über das Verhältnis von Sprache und Macht lesen lassen: Wahrheit entsteht im Diskurs, und wer die Macht über den Diskurs hat, entscheidet über die Wahrheit. Einen archimedischen Punkt jenseits des Diskurses gibt es ebenso wenig, wie es einen Punkt jenseits der Humboldt'schen sprachlichen „Weltansichten“ gibt.

DIE ANALYSEN BERÜHREN AUCH FRAGEN DER MACHT

Die gesellschaftliche Dimension der konstruktivistischen Sicht auf Sprache wird besonders an einem aktuellen Beispiel deutlich: dem Gendern bzw. Gender-Mainstreaming von Sprache. Wenn gefordert wird, anstelle von *Studenten* *Studierende* zu sagen, anstelle von *Autoren* von *Autoren und Autorinnen* (bzw. *Autorinnen und Autoren*) zu reden oder, wie dies Politiker mittlerweile nahezu durchgängig tun, anstelle von *Bürgern* von *Bürgern und Bürgerinnen*, wenn auch für die Schreibung analoge Beidnennungen verlangt und praktiziert werden (*BürgerInnen*, *Bürger / innen*, *Bürger_innen*, *Bürger*innen*, *Bürger.innen* usw.), die gelegentlich auch in der Aussprache durch kurze Sprechpausen bzw. Glottalverschluss angezeigt werden, dann ist das nur plausibel vor dem Hintergrund einer konstruktivistischen Sicht auf Sprache: Nur wenn wir annehmen, dass die Sprache schon in ihren Strukturen einen konstitutiven Einfluss auf unsere Bilder von der Wirklichkeit hat, ist gendern sinnvoll.

Auch jenseits wissenschaftlicher Argumentation scheint sich diese Auffassung durchgesetzt zu haben, in einer Art Alltagskonstruktivismus. So heißt es auf einer Homepage zum Thema „Geschickt Gendern“: „Durch Sprache entstehen Bilder in unseren Köpfen. Werden nur Männer genannt, spiegelt sich das in unseren gedanklichen Vorstellungen wider. Das widerspricht oftmals der Realität [...]“ <<http://geschicktgendern.de>>. Die hier implizierte Argumentation verläuft so: Prätzt die Sprache tatsächlich unser Denken, dann müssen Frauen in ihr unmittelbar präsent sein. Im generischen Maskulinum des Deutschen jedoch (*Studenten / Autoren / Bürger* für beide Geschlechter) sind sie dies nur auf dem Umweg über die grammatische Regel, in *Bürgerinnen und Bürger* aber sind sie es unmittelbar. Wer daher Frauen nicht aus dem gesellschaftlichen Raum ausblenden will, muss ihnen in der Sprache Präsenz gewähren.

Das Beispiel fügt sich in diejenige Dimension des Sprachkonstruktivismus, der es um das Bewusstmachen gesellschaftlicher Zusammenhänge geht, um den Hinweis auf Konstellationen von Macht, die sich in der und durch die Sprache verfestigt haben, und um Vorschläge zur Veränderung. Wo solche Kritik an bestehenden sprachlichen Verhältnissen geübt wird, geschieht es gegenwärtig meist auf der Basis aufklärerisch-liberaler Überzeugungen, die sich gegen als konservativ bis reaktionär empfundene Ideologisierungen von Sprache wenden.

Als epistemologische Theorie aber ist der Konstruktivismus politisch und ideologisch neutral, er lässt sich auch zu gesellschaftspolitisch ganz anders gearteten Argumentationen verwenden, wie ein Blick auf den Fremdwortpurismus zeigt. Ein Autor aus dem 19. Jahrhundert charakterisiert französische Fremdwörter im Deutschen so (Jahn 1833, S. 206):

Jene Wälschworte [d. h. Wörter des Französischen, A.G.], so Seelengift einschwärzen, unsere Grundansicht verdüsten, die Lebensverhältnisse verwirren, und durch andersartige, sittliche, rechtliche, und staatliche Begriffe das Deutschthum verunstalten, entstellen und schänden.

Der Autor ist keineswegs Konstruktivist im Sinne des Bekenntnisses zu einer solchen Theorie. Was sich hier zeigt, ist vielmehr die oben bereits erwähnte Form des Alltagskonstruktivismus, noch vor einer expliziten theoretischen Modellierung des Konzepts, im eben zitierten Beispiel in einer trivialen und ideologisch stark zugespitzten Form. Bisweilen werden in solchen Argumentationen auch grammatische ‚Beweise‘ angeführt, etwa dort, wo die englische Kafka-Übersetzerin Willa Muir „Hitler’s Reich“ aus der Struktur des deutschen Satzes ableitet (Muir / Muir 1959, S. 95): „I have the feeling that the shape of the German language affects the thought of those who use it and disposes them to over-value authoritative statement, will power and purposive drive. [...] Could one then deduce Hitler’s Reich from the less ruthless shape of the German sentence? I think one could.“

„HITLER’S REICH“ ALS RESULTAT DEUTSCHER SYNTAX?

Wesentlich zurückhaltender dagegen verläuft die aktuelle Diskussion über den Einfluss von Anglizismen auf das Deutsche und seine Sprecher, aber auch dabei geht es um Fragen der Identität und der Prägung des Denkens durch die fremde Sprache. So kritisiert ein Autor auf der Homepage des Vereins Deutsche Sprache, dass „Parteiobere und Ideologen die Menschen mit Pidgin-Denglisch [d.h. einer Mischung aus Deutsch und Englisch, A.G.] [...] umerziehen wollen“, was eine Form von „Gehirnwäsche“ sei.⁸

Sprachtheoretischer Realismus

Die Gegenposition zum eben Geschilderten ist die eines sprachtheoretischen Realismus. Konsequent gedacht, sind nach ihm die Gegenstände und Sachverhalte der Wirklichkeit dem erkennenden Subjekt vorgegeben, werden von seinem Bewusstsein erfasst, um in einem letzten Schritt in Sprache gekleidet zu werden. Unser Erkennen wäre danach sprachfrei oder kann es zumindest sein. Der Mensch eignet sich die Welt durch Akte der Benennung souverän an, er ist und bleibt Herr über seine Sprache. Eine Verstrickung in die Sprache oder in den Diskurs ist möglich, doch kann sich der Mensch von ihr befreien. Auch diese Auffassung hat eine lange Tradition und entspricht zudem unserer vorwissenschaftlichen Intuition und

Erfahrung: Wir nehmen die Welt als gegeben wahr und halten ein unmittelbares Erkennen ihrer Phänomene für möglich. Auch sind wir davon überzeugt, dass es falsche, aber eben auch objektiv richtige sprachliche Beschreibungen der Wirklichkeit gibt.

REALISTISCHE POSITIONEN ENTSPRECHEN OFT UNSERER INTUITIVEN WAHRNEHMUNG DER WIRKLICHKEIT

In frühen Texten wird häufig auf Aristoteles als Zeugen für diese Auffassung verwiesen. In „De interpretatione“ heißt es: „Die Wörter sind Zeichen der in der Seele hervorgerufenen Vorstellungen“ (1974, S. 95). Diese Vorstellungen sind „bei allen Menschen dieselben, und ebenso sind es die Dinge, deren Abbilder die Vorstellungen sind“ (ebd.). Unterschiede bestehen lediglich in den sprachlichen Bezeichnungen, also auf einer Ebene, die durch Konvention, nicht aber durch ontische Gegebenheiten bestimmt wird. Man kann sich unmittelbar in die Sprachauffassungen der Neuzeit begeben und wird dort auf die gleiche Sachsemantik treffen: „ein Hund ist in der ganzen Welt ein Hund“, schreibt der Sprachdidaktiker Johann Joachim Becher in „Methodvs Didactica“, alle Menschen nehmen ihn auf die gleiche Weise wahr und nennen ihn lediglich unterschiedlich: „Canis“, „Chien“, „Dogge“ usw. (Becher 1674, S. 4).



Nehmen alle Menschen einen Hund auf die gleiche Weise wahr und benennen ihn lediglich unterschiedlich?

Hier sei lediglich noch eine besonders zugespitzte Position erwähnt. In einem Text über „Das Problem der Übersetzbarekeit aus der Sicht der marxistisch-leninistischen Erkenntnistheorie“ von 1971 geht der Verfasser Otto Kade „von der Erkennbarkeit der Welt und vom Primat der objektiven Wirklichkeit gegenüber dem Bewußtsein und der Sprache“ aus (Kade 1971, S. 16). Die Auffassung dagegen, Bewusstseinsinhalte könnten sozusagen aus der Sprache selbst entstehen, seien der „eklatanteste Irrtum der bürgerlichen Sprachwissenschaft“ (ebd., S. 13). Die Gefährlichkeit der Auffassung von „der unaufhaltsamen Annäherung an die absolute Wahrheit“ ist nicht zu übersehen, und wenn der Autor versichert, dass zwar nicht für jedes Mitglied der Gesellschaft, aber doch „für bestimmte Mitglieder [...] unabdingbar die objektive Wirklichkeit Ausgangs- und Bezugspunkt der Erkenntnis [bleibt]“ (ebd., S. 16), macht das die Sache nicht besser. Denn mit dem Hinweis, die Dinge seien ganz objektiv nun einmal so, wie sie seien – die Rollen der Geschlechter seien natürlich vorgegeben, die Nation sei in ihren Traditionen fest verwurzelt usw. – lassen sich durchaus die eigenen Interessen durchsetzen, das haben Foucault und andere richtig erkannt.

Beide Positionen, die realistische wie die konstruktivistische, erlauben also Ideologisierungen, in unterschiedlicher inhaltlicher Ausprägung und von unterschiedlichem Niveau. Nicht selten berühren sich die Positionen aber auch, und auf einer solchen Berührung der Positionen muss denn auch ein Vorschlag gründen, wie im Hinblick auf die Alternative von Konstruktivismus und Realismus verfahren werden kann.

Konstruktivismus und Realismus im Ausgleich

In der Einladung zu einer Nachwuchstagung „Auf der Suche nach den Tatsachen“ des „Interdisciplinary Network for Studies Investigating Science and Technology (INSIST)“ im Oktober 2014 am „Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung“ heißt es:⁹

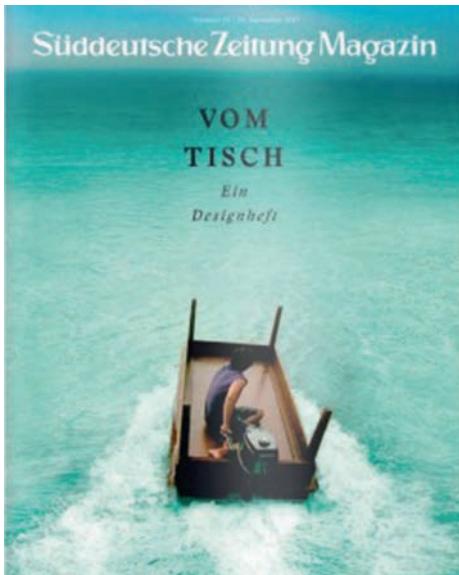
Die Skepsis gegenüber allem, was den Anspruch erhebt, eine Tatsache zu sein, gehört zum Grundkonsens und Gründungsmythos der Wissenschafts- und Technikforschung. Geht in diesem Sinne die neue Gefahr für den aufgeklärten Diskurs der Gegenwart womöglich nicht mehr von dem naiven Glauben an ideologische Dogmen aus, die

als Tatsachen daher kommen, sondern vielmehr vom allgegenwärtigen Misstrauen gegenüber Tatsachen, die fälschlicherweise für verborgene Ideologien gehalten werden, wie Bruno Latour behauptete?

DIE SKEPSIS GEGENÜBER DEN TATSACHEN KANN SELBST EINE KONSTRUKTION SEIN

In der Tat hatte Bruno Latour, bekannt für seine konstruktivistischen Arbeiten, bereits 2004 in einem viel beachteten Aufsatz („Why Has Critique Run out of Steam? From Matters of Fact to Matters of Concern“) eben diese Warnung ausgesprochen. Interessant ist, dass die jungen Nachwuchswissenschaftler und -wissenschaftlerinnen von INSIST „[d]ie Skepsis gegenüber allem, was den Anspruch erhebt, eine Tatsache zu sein [...]“ nicht nur als „Grundkonsens [...] der Wissenschafts- und Technikforschung“ bezeichnen, sondern als deren „Gründungsmythos“. Mythen sind, wie wir wissen, zwar wirkmächtig, aber sie beschreiben keine Tatsachen. Die Skepsis gegenüber den Tatsachen erweist sich damit zu einem guten Teil selbst als Konstruktion.

Beschäftigt man sich mit aktuellen Positionierungen im Sinne des Realismus, wird schnell klar, dass sie mitnichten vollständig ‚unkonstruktivistisch‘ sind. Wo genau liegen nun die Unterschiede, die zu Problemen werden können? Zunächst: Konstruktivisten behaupten nicht, dass der Tisch, der vor uns steht, nicht existiert. Nur jemand, der nicht im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte ist oder der lügt oder scherzt, würde das behaupten. Das konstruktivistische Argument verläuft vielmehr so: Natürlich befindet sich vor uns etwas. Zu einem ‚Tisch‘ als einem Gegenstand, an dem man sitzen und auf dem man etwas ablegen kann, aber wird er nur qua menschlicher Setzung. Der ‚Tisch‘ besitzt keine intrinsischen Eigenschaften, die der Setzung des Menschen vorgängig sind. Man könnte dem Tisch eine andere Funktion zuweisen und ihn damit anders kategorisieren. Jemand, der zum ersten Mal einen Tisch sieht, weil er aus einer Kultur stammt, wo man keine Tische kennt, könnte in ihm ein Gestell für das Arbeiten in einer gewissen Höhe sehen oder, herumgedreht, einen Schlitten für den Winter, vielleicht sogar, versehen mit einem Motor, ein Boot.¹⁰



Kann ein Tisch zum Boot werden? Wo verlaufen die Linien zwischen Konstruktion und Wirklichkeit?

Der Tisch als ein Gegenstand, an dem man sitzt und auf dem man etwas ablegen kann, wird zu dieser spezifischen Entität erst durch die menschliche Kategorisierung. Und die Wörter unserer Sprache – so setzt sich das konstruktivistische Argument fort – enthalten immer schon die menschlichen Kategorisierungen (bzw. veranlassen uns, Bedeutungen / Konzepte in einer ganz bestimmten Weise kognitiv zu realisieren): „Tisch“ bezeichnet nicht eine ungewisse Entität, sondern eben jenen Gegenstand mit meist vier Beinen und einer Platte, an dem man sitzen und auf dem man etwas ablegen kann. Aber dennoch entscheidet der Mensch nicht ganz allein über seine Kategorisierungen. Zwar wird der Gegenstand mit Beinen und einer Platte erst dadurch zum ‚Tisch‘, dass ich ihn als Gegenstand bestimme, an dem man sitzen und auf dem man etwas ablegen kann, aber wie auch immer ich den ‚Tisch‘ ansonsten kategorisieren mag (als Gestell zum Arbeiten, als Schlitten...): Nie kann ich ihn als einen Gegenstand kategorisieren, mit dem man eine E-Mail versenden, Kaffee kochen oder eine Injektion verabreichen kann. Dass ich es nicht kann, hängt aber nicht mit meiner mangelhaften Fähigkeit zur Kategorisierung zusammen, sondern mit intrinsischen Eigenschaften des Tisches, die eine solche Kategorisierung schlicht nicht erlauben.

Dass es sich bei Überlegungen dieser Art nicht um ein rein innerwissenschaftliches Gedankenspiel handelt, wird deutlich, wenn man für ‚Tisch‘ etwa ‚Geschlecht‘ einsetzt: Die Frage, wie viel daran intrinsisch im Sinne des Biologischen ist bzw. welche Anteile gesellschaftlich konstruiert sind, führt mitten in die intensiv geführte Debatte.

Ganz offensichtlich gibt es eine Widerständigkeit der Welt. Die Wirklichkeit lässt sich nicht völlig dem Diskurs anheimstellen, sie ist vielmehr auch ein Korrektiv des Diskurses. Ebenso wie Nietzsches Diktum – „[N]ein, gerade Thatsachen giebt es nicht, nur Interpretationen“ – ein Korrektiv selbstgefälliger Wahrheitsgewissheit ist.

Um den Sachverhalt, um den es geht, noch einmal auf den Punkt zu bringen: Wenn ich sage, dass der Eiffelturm in Paris steht, dann stelle ich eine Tatsache fest. Was könnte daran „Interpretation“ sein? Man mag fragen, was *genau* ich mit meinen Wörtern und den Beziehungen zwischen ihnen meine. Aber dieser Frage konsequent nachzugehen, würde bedeuten, sich die Wörter „wie modrige Pilze im Mund zerfallen“ zu lassen, wie es im Chandos-Brief Hugo von Hofmannsthal's heißt: Mit der Aufforderung konfrontiert, die Dinge mit absoluter Exaktheit zu benennen, würden wir bald sprachlos werden. So könnte man zum Beispiel fragen, was *genau* „in Paris“ bedeutet. Rede ich von Paris als einem geographischen Raum? Oder als einem sozialen Raum, der die Menge der dort lebenden Menschen einschließt, was zu der Frage führt, ob aktuell reisende Pariser und touristische Besucher dazu zählen? Oder als einem ökonomischen Raum, zu dem auch Gelder zählen können, die z.B. auf Londoner Banken liegen? Doch selbst wenn ich den scheinbar einfach zu definierenden geographischen Raum Paris meine: Wie *genau* müsste ich die Grenze des Stadtgebiets angeben, um ganz exakt zu sein, auf den Meter genau, den Zentimeter, den Millimeter? Keine dieser Bestimmungen könnte ich mit jener absoluten Exaktheit durchführen, die man vielleicht von der ‚objektiven‘ Beschreibung einer Tatsache erwarten würde. Aber bedeutet die Unmöglichkeit, die Bedeutung von Wörtern durch Referenz auf die bezeichnete Sache absolut exakt anzugeben, dass die Pariser Heimat des Eiffelturms keine Tatsache ist? Ludwig Wittgenstein ist dieser Art von Exaktheitsforderung mit der rhetorischen

Frage begegnet, ob es „unexakt [ist], wenn ich den Abstand der Sonne von uns nicht auf 1 m genau angebe; und dem Tischler die Breite des Tisches nicht auf 0,001 mm?“ (Wittgenstein 1945 / 1960, § 88).

Über manches lässt sich nicht sinnvoll verhandeln, über anderes dagegen sehr wohl, etwa über die bereits erwähnte Frage, ob in der Rede von den „natürlichen Rollen der Geschlechter“ nicht die Konstruktion gewollter Hierarchien steckt oder ob man diejenigen, die aus afrikanischen Staaten nach Europa kamen und kommen nun *Flüchtlinge* oder *Geflüchtete, Migranten, Einwanderer, Zuwanderer* oder was auch immer nennen und ihnen so eine je unterschiedliche Identität geben (konstruieren) sollte.

Mit den bisherigen Ausführungen sollte zweierlei verdeutlicht werden: 1. dass die Behauptung, die Dinge seien für uns so, wie sie nun einmal sind, d.h. uns vorgegeben und in sich ruhend, falsch ist; 2. dass die Behauptung, es gebe keine Tatsachen, nur Interpretationen, falsch ist. Betrachtet man beide Positionen näher, erkennt man recht bald ihre gegenseitige Bedingtheit.

Resümee

Sprache ist für die Entstehung unserer Bilder von der Wirklichkeit von größter Bedeutung. Das gilt keineswegs erst für die Ebene der expliziten Aussagen, sondern bereits für die lexikalischen Einheiten und grammatischen Strukturen, die die Sprache für jeden Einzelnen bereithält und die wir neu in sie einbringen. Eine Analyse der Sprache führt daher unmittelbar zu den in ihr angelegten Kategorisierungen, lässt den je perspektivischen Zugriff des Menschen auf die Welt erkennen. Zugleich wirken andere Modi der Zeichen-gestaltung als die Sprache auf uns ein und beeinflussen unser Erkennen.

Einem ideologiekritischen Anliegen bietet der (linguistische) Konstruktivismus die Möglichkeit, etablierte und als „historisch gegeben“, „natürlich“, „in der Sache stimmig“ usw. deklarierte gesellschaftliche Zu-

sammenhänge in ihrem Konstruiertsein durch sprachbezogene Analysen aufzuzeigen. Das berührt auch Fragen der Macht.

DER DISKURS PRÄGT DIE WIRKLICHKEIT, DIE WIRKLICHKEIT IST WIDERSTÄNDIG

Aber die Sprache und der Diskurs sind nicht alles, die Wirklichkeit geht nicht vollständig in ihnen auf. Die Wirklichkeit ist widerständig, sie korrigiert uns, indem sie unsere Konstruktionen an ihre Grenzen stoßen lässt. Der Sprache und dem Diskurs dagegen alles zuzutrauen, im Guten wie im Schlechten, ist für Teile einiger Disziplinen, darunter der Sprachwissenschaft, Ausdruck einer „Déformation professionnelle“.

Abschließend sei ein Aspekt angesprochen, der aktuell auch im öffentlichen Raum eine Rolle spielt. Wenn wir sagen, die Wirklichkeit sei Produkt unserer Konstruktionen und unsere Konstruktionen spiegelten immer unsere Sozialität und unsere Interessen, dann geht, wie erwähnt, mit dieser Betonung des Perspektivischen zumindest implizit die Ablehnung der Möglichkeit einer an den Tatsachen orientierten, objektiven Beschreibung der Wirklichkeit einher. Unsere Konstruktion, so das Argument, ist eben nur eine neben anderen, und keine ist näher an der Wirklichkeit. Als Beleg könnten wir, zu Recht, auf vieles verweisen, etwa auf die Diskussion um den öffentlichen Umgang mit elektronischen Daten, denn wir wissen genau, dass Begriffe wie *Informationsfreiheit im World Wide Web* vs. *Datensicherheit* die jeweilige Position der sie Verwendenden spiegeln. Jeder hat eben seine eigene Position, und man kann sich zu dieser oder jener bekennen, aber mit „objektiver Beschreibung der Wirklichkeit“ hat das nichts zu tun.

Das ist für ein Beispiel wie das gerade gewählte richtig. Der Gedanke birgt aber auch erhebliche Gefahren, weil er eine gleiche Wertigkeit nicht nur heterogener, sondern auch sich gegenseitig ausschließender Aussagen über die Wirklichkeit nahelegt und zugleich die Bil-

dung neuer Begriffshierarchien samt der damit einhergehenden Machtverhältnisse ermöglicht. Wir müssen uns dann fragen, wie weit unsere konstruktivistische Toleranz reicht. Als Beispiel kann die Alternative zwischen der evolutionsbiologischen Erklärung der Entstehung des Lebens und der kreationistischen dienen. Zur Debatte steht, ob wir tatsächlich der Ansicht sind, dass die beiden Auffassungen hinsichtlich ihrer Nähe zur Wirklichkeit identisch sind, dass beide nur Perspektiven spiegeln und grundsätzlich den gleichen Anspruch auf eine angemessene Beschreibung des Sachverhalts erheben können. Würde man die Fragen bejahen, dann würde man damit auch der Rede von den berüchtigten „alternative facts“ Tür und Tor öffnen, der durch die aktuellen „Marches for Science“ gerade begegnet werden soll.

Aber auch wenn sich das so verhält, löst es natürlich nicht das grundsätzliche Problem: zu erkennen, wo und wie die Linien der Konstruktionen und der Wirklichkeit verlaufen. Doch gäbe es keinen Ort außerhalb der Diskurse, dann gäbe es auch keine Möglichkeit, sie in ihren sachlichen Zusammenhängen zu beschreiben, weil jede Beschreibung ihrerseits in einem Diskurs befangen wäre. Ein sachliches Beschreiben käme dann der Tat des Barons Münchhausen gleich: Man würde sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf der Perspektiven ziehen.

Doch wo wäre der Ort außerhalb der Diskurse? Die Geschichte ist voll von Versuchen (leider auch von erfolgreichen), den eigenen Ort zum Ort der Wahrheit zu erklären, wo es am Ende doch nur um die eigenen Interessen geht. Um die Grenze zwischen dem Innen und Außen ist immer zu streiten. Dass der Streit oft so heftig ist, hat mit der gesellschaftlichen Brisanz der Themen zu tun, die viele zu einem deutlichen Bekenntnis herausfordern. Ist man einmal in einen bestimmten Habitus des Argumentierens verfallen – des Deklarierens von Wahrheiten oder des Aufzeigens von Konstruktionen – praktiziert man nur ihn: Hat man nur einen Hammer, wird einem alles zum Nagel. Das inter-

essengeleitete Behaupten von ‚Wahrheiten‘ hat lange Tradition, und das interessengeleitete Aufzeigen von Konstruktionen hat mittlerweile seine eigene Tradition entwickelt.

In der Geschichte der Reflexion über Sprache begegnen zwei Forderungen am häufigsten: Die Sprache solle die Welt zutreffend beschreiben (eine Forderung nach ontologischer Zuverlässigkeit) und der Sprecher solle authentisch sein (eine Forderung nach kommunikativer Zuverlässigkeit, nach einem Ethos der Kommunikation).¹¹ Beide Forderungen scheinen nicht hintergehbar, wobei im Kontext dieses Beitrags vor allem die erste dieser Forderungen relevant ist. Ebenso selbstverständlich aber wie der Wunsch, die Sprache solle die Welt zutreffend beschreiben, scheint der Wunsch, in der Behauptung von Tatsachen die herrschende Meinung aufzuzeigen.

Die Diskussion zwischen Realismus und Konstruktivismus wird nicht damit enden, dass das Problem auf theoretischer Ebene gelöst werden wird. Zu offensichtlich sind Plausibilität und Nutzen beider Positionen, aber auch ihre Grenzen: Mit einem überbordenden Konstruktivismus kann der Mensch kein Leben führen, und ein zu schlichter Realismus lässt ihn unter seinen intellektuellen Möglichkeiten bleiben. ■

Anmerkungen

- 1 Der vorliegende Beitrag resümiert Überlegungen des Verfassers zu diesem Thema und führt sie weiter. Nähere bibliographische Angaben dazu in einer ausführlicheren Fassung des Textes unter dem Titel: „Wort und Welt. Konstruktivismus und Realismus in der Sprachtheorie“, in Felder / Gardt (demn.). – Der Band erscheint im Druck <<https://www.degruyter.com/view/product/495952>> und zusätzlich kostenfrei online: <<https://doi.org/10.1515/9783110563429-001>>.
- 2 Die Beschränkung auf die Sprache als Faktor der Wirklichkeitskonstruktion ist der Fragestellung dieses Beitrags geschuldet, tatsächlich spielen die unterschiedlichsten Faktoren eine Rolle. Die Sprachwissenschaft bezieht zunehmend multimodale Aspekte ein, darunter vor allem Text-Bild-Kombinationen, aber keineswegs nur diese (siehe z. B. Klug / Stöckl 2016).

- ³ Sie erscheinen nicht als Zitate, weil sie orthographisch und flexionsmorphologisch angeglichen wurden, ansonsten sind sie in ihren kursiv gesetzten Teilen unverändert.
- ⁴ Zu philosophischen Positionen siehe Gabriel (2014).
- ⁵ Z. B. Ernst von Glaserfeld, Heinz von Foerster, Humberto Maturana, Siegfried J. Schmidt; zu wichtigen Positionen im Überblick siehe Pörksen (2015).
- ⁶ Dazu aus aktueller Perspektive Lucy (2016).
- ⁷ Tatsächlich wendet sich Nietzsche damit gegen den Positivismus, als eine Auffassung, die (zu unreflektiert) „bei dem Phänomen stehen bleibt“ (ebd.).
- ⁸ <<http://vds-ev.de/deutsch-in-der-politik/buendnis-90die-gruenen-fuer-klares-deutsch/buendnis-90die-gruenen-fuer-klares-deutsch/>> (Stand: 1.1.2018).
- ⁹ <<http://wissenschaftliche-sammlungen.de/de/termine/auf-der-suche-nach-den-tatsachen-interdisziplinaere-perspektiven-auf-materialitaet-vielfalt-und-fluechtigkeit-wissenschaftlichen>> (Stand: 1.1.2018).
- ¹⁰ <<https://sz-media.sueddeutsche.de/de/magazine/sz-magazin-profil.html>> (Stand: 1.1.2018).
- ¹¹ Vgl. Gardt (2018).

Literatur

- Angehrn, Emil / Küchenhoff, Joachim (2012): Einleitung. In: Angehrn, Emil / Küchenhoff, Joachim (Hg.): Macht und Ohnmacht der Sprache. Philosophische und psychoanalytische Perspektiven. Weilerswist: Velbrück, S. 7-11.
- Aristoteles (1974): Kategorien. Lehre vom Satz [De interpretatione]. Organon I u. II. Übers., mit Einl. u. Anm. v. E. Rolffes. Hamburg: Felix Meiner.
- Bacon, Francis (1620 / 1963): Novum Organum Scientiarum. In: Spedding, James / Ellis, Robert L. / Heath, Douglas D. (Hg.): The works of Francis Bacon. London 1857-1874. Bd. 1. Nachdruck. Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog, S. 71-368.
- Becher, Johann Joachim (1674): Methodvs Didactica. 2. Aufl. Frankfurt a. M.
- Berger, Peter L. / Luckmann, Thomas (2003; engl. Original 1966): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. 19. Aufl. Frankfurt a. M. / Berlin: S. Fischer.
- Busse, Dietrich (2012): Frame-Semantik. Ein Kompendium. Berlin / Boston: de Gruyter.
- D'Iorio, Paolo (Hg.): Friedrich Nietzsche. Digital critical edition of the complete works and letters, based on the critical text by G. Colli and M. Montinari. Berlin / New York: de Gruyter. <www.nietzschesource.org/> (Stand 1.1.2018).
- Everett, Caleb (2013): Linguistic relativity. Evidence across languages and cognitive domains. Berlin / Boston: de Gruyter.
- Felder, Ekkehard / Gardt, Andreas (Hg.) (2015): Handbuch Sprache und Wissen (HSW 1). Berlin / Boston: de Gruyter.
- Felder, Ekkehard / Gardt, Andreas (Hg.) (demn.): Wirklichkeit oder Konstruktion? Sprachtheoretische und interdisziplinäre Aspekte einer brisanten Alternative. Berlin / Boston: de Gruyter; open access demn.: <<https://doi.org/10.1515/9783110563429-001>>.
- Foucault, Michel (1973): Archäologie des Wissens. Frankfurt a.M.: Suhrkamp [frz. Original: L'Archéologie du savoir. Paris 1969].
- Gabriel, Markus (Hg.) (2014): Der Neue Realismus. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Gardt, Andreas (2018): Eigentlichkeit. Eine Universalie der Sprachreflexion. In: Wengeler, Martin / Ziem, Alexander (Hg.): Diskurs, Wissen, Sprache. Linguistische Annäherungen an kulturwissenschaftliche Fragen. (= Sprache und Wissen 29). Berlin / Boston: Suhrkamp, S. 89-113.
- Hofmannsthal, Hugo von (1991): Ein Brief. In: Ders.: Sämtliche Werke. Bd. 31: Erfundene Gespräche und Briefe. Hrsg. v. Ellen Ritter. Frankfurt a. M.: S. Fischer, S. 45-55.
- Humboldt, Wilhelm von (1836 / 1992): Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts (d.i. Einleitung zu: Über die Kawi-Sprache auf der Insel Java). In: Humboldt, Wilhelm von: Schriften zur Sprache. Hrsg. v. M. Böhler. Stuttgart: Reclam, S. 30-207.

- Jahn, Friedrich Ludwig (1833): *Merke zum Deutschen Volks-thum*. Hildburghausen: J. C. H. Knop.
- Kade, Otto (1971): Das Problem der Übersetbarkeit aus der Sicht der marxistisch-leninistischen Erkenntnistheorie. In: *Linguistische Arbeitsberichte. Mitteilungsblatt der Sektion Theoretische und Angewandte Sprachwissenschaft an der Karl-Marx-Universität Leipzig und des Leipziger Linguistikkreises* 4, S. 13-28.
- Klug, Nina-Maria / Stöckl, Hartmut (Hg.) (2016): *Handbuch Sprache im multimodalen Kontext. (= HSW 7)*. Berlin / Boston: de Gruyter.
- Lakoff, George / Johnson, Mark (2008): *Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern*. 6. Aufl. Heidelberg: Springer.
- Latour, Bruno (2004): Why Has Critique Run out of Steam? From Matters of Fact to Matters of Concern. In: *Critical Inquiry* 30, 2, S. 225-248.
- Lucy, John A. (2016): Recent advances in the study of linguistic relativity in historical context: a critical assessment. In: *Language Learning* 66, 3, S. 487-515.
- Muir, Willa / Muir, Edwin (1959): Translating from the German (d.i. Teil II von: Muir, Willa / Muir, Edwin: *Translating from the German*). In: Brower, Reuben Arthur (Hg.): *On translation*. Cambridge / Mass.: Harvard University Press, S. 93-96.
- Nietzsche, Friedrich (1873 / 1967): *Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne*. In: D'Iorio, Paolo (Hg.).
- Nietzsche, Friedrich (1886 / 1967): *Nachgelassene Fragmente: Ende 1886 bis Frühjahr 1887*. In: D'Iorio, Paolo (Hg.).
- Pörksen, Bernhard (Hg.) (2015): *Schlüsselwerke des Konstruktivismus*. Mit einem Nachwort von Siegfried J. Schmidt. 2. akt. u. erw. Aufl. Wiesbaden: Springer.
- Roderburg, Sylvia (1998): *Sprachliche Konstruktion der Wirklichkeit: Metaphern in Therapiegesprächen*. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag.
- Rorty, Richard (1989): *Kontingenz, Ironie und Solidarität*. Übers. v. C. Krüger. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Roth, Gerhard (2003): *Fühlen, Denken, Handeln. Wie das Gehirn unser Verhalten steuert*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Roth, Gerhard (demn.): *Wahrnehmung und Erkenntnis: Grundzüge einer neurobiologisch fundierten Erkenntnistheorie*. In: Felder / Gardt (Hg.) (demn.).
- Schröter, Jens / Eddelbüttel, Antje (Hg.) (2004): *Konstruktion von Wirklichkeit: Beiträge aus geschichtstheoretischer, philosophischer und theologischer Perspektive*. Berlin / New York: de Gruyter.
- Thibodeau, Paul / Boroditsky, Lera (2015): Measuring effects of metaphor in a dynamic opinion landscape. In: *PLOS ONE* 10, 7. <<https://doi.org/10.1371/journal.pone.0133939>>. (Stand: 1.1.2018).
- Whorf, Benjamin Lee (1956): *Language, thought and reality*. New York: Technology Press of Massachusetts Institute of Technology.
- Wittgenstein, Ludwig (1945 / 1960): *Philosophische Untersuchungen I*. In: Ludwig Wittgenstein: *Schriften*. Bd. 1. Hrsg. v. Ingeborg Bachmann. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 279-554.

Internet-Quellen

- Abbildung aus „Süddeutsche Zeitung Media“ („Vom Tisch – ein Designheft“): <<https://szshop.sueddeutsche.de/SZ-Magazin/SZ-Magazine/2017/Sueddeutsche-Zeitung-Magazin-Heft-39-2017.html>> (Stand: 1.1.2018).
- Homepage des Vereins Deutsche Sprache: <<http://vds-ev.de/deutsch-in-der-politik/buendnis-90die-gruenen-fuer-klares-deutsch/>> (Stand: 5.1.2018).
- Homepage zum Thema „Geschickt Gendern“: <<http://geschicktgendern.de>> (Stand: 1.1.2018). ■

NEU ERSCHIENEN:

amades

ARBEITEN UND MATERIALIEN ZUR DEUTSCHEN SPRACHE

Band 53

Jenny Winterscheid

Triadisch-pädiatrische Kommunikation in der Kinderarztpraxis



ISBN: 978-3-937241-59-3. € 39,- (D). 2018. 250 S.

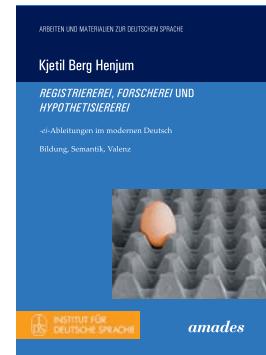
In Studien zu pädiatrischer Interaktion wird immer wieder die niedrige Redebeteiligung der jungen Patient/innen, deren Leiden in den ärztlichen Gesprächen verhandelt werden, herausgestellt. In einigen triadisch-pädiatrischen Erstkonsultationen, die sich in mehreren Punkten signifikant von dyadischen Erstgesprächen unterscheiden, ist allerdings die Beteiligung der Patient/innen deutlich höher. Eine Kombination aus quantitativer und konversationsanalytischer Untersuchung von Erstkonsultationen in der pädiatrischen Praxis zeigt, dass der Aufforderung zur Beschwerdenschilderung dabei eine entscheidende Bedeutung zukommt, weswegen der Formulierung besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden sollte. Doch die herausfordernde Situation birgt nicht nur Stolpersteine, sondern kann auch von allen Interaktionspartner/innen als strategisches Mittel eingesetzt werden. Eine interaktive Relevanz haben überdies elterliche Initiativen. An mehreren Beispielen wird gezeigt, welche erheblichen Konsequenzen eine Nicht-Bearbeitung oder eine nicht ausreichende Bearbeitung für die jeweilige Interaktion hat.

Band 54

Kjetil Berg Henjum

Registriererei, Forscherei und Hypothesiererei

-ei-Ableitungen im modernen Deutsch.
Bildung, Semantik, Valenz.



ISBN: 978-3-937241-60-9. € 48,- (D). 2018. 472 S.

Die Arbeit untersucht die Existenzbedingungen und die Verwendung der nominalen -ei-Ableitungen im modernen Deutsch anhand eines umfangreichen Materials aus den Mannheimer Korpora. Zentral sind dabei die Semantik der vor allem denominativen und deverbalen Wörter, die Art und Weise der Ableitung, die Art und Weise der Komposition und nicht zuletzt die Valenz der deverbalen Ableitungen, d.h. die Valenzvererbung.

Inwiefern werden die Verbsatelliten an die abgeleiteten Nomina vererbt, und in welcher Form treten sie auf? Die Arbeit enthält auch Exkurse zu -ei-Ableitungen im Wortspiel, in der Gauner- und Diebessprache, in der Umgangssprache sowie in der Sprache der Sexualität.

Unsere Publikationen erhalten Sie im Buchhandel oder über unseren Online-Buchshop unter <http://buchshop.ids-mannheim.de>

amades, c/o Institut für Deutsche Sprache, Postfach 10 16 21, 68016 Mannheim
Bestellservice: Tel. 0621/1581-171 • amades@ids-mannheim.de • www.amades.de

UND OB DAS GENUS MIT DEM SEXUS GENUS VERWEIST NICHT NUR AUF GESCHLECHT, SONDERN AUCH AUF DIE GESCHLECHTERORDNUNG

Die Autorin ist Professorin für Historische Sprachwissenschaft des Deutschen an der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz und Konrad-Duden-Preisträgerin 2014.

Die F.A.Z. hat in den letzten Monaten mehrere Beiträge von Sprachwissenschaftlern publiziert, die einen Genus-Sexus-Bezug in Abrede stellen und damit das sogenannte generische Maskulinum als geschlechtsübergreifend legitimieren möchten. Dabei wird ignoriert, dass seit den 1990er Jahren über ein Dutzend (psycho-)linguistische Perzeptionsstudien¹ durchgeführt wurden, die – mit ganz unterschiedlichen Designs und Methoden – alle zu einem ähnlichen Ergebnis gelangen: Das sogenannte generische (besser: geschlechtsübergreifende) Maskulinum ist eine Fiktion, es ruft mehrheitlich männliche Vorstellungen auf. Dies erkennt man im Alltag daran, dass vermeintlich „generische“ Sätze allzu oft und unauffällig in rein männliche umkippen. Oder anders gesagt: Der Unterschied zwischen sogenanntem generischem und geschlechtsspezifischem Maskulinum wird nicht beherrscht.

Das generische Maskulinum als Fiktion

In jeder Zeitung finden sich Belege wie z.B. in der SZ (vom 16.05.1997), in der wie folgt für ein Vorbereitungstraining für akademischen Nachwuchs geworben wird: „Für immer an die Uni – wenn nicht als ewiger Student, dann wenigstens als Herr Professor!“. In einem Artikel in „Forschung & Lehre“ wurde über „generische“ Projektprofessoren geschrieben, deren Eignung so dargestellt wird:

Die Daueraktivität des projektorientierten Professors erfordert [...] weitestgehende Verfügbarkeit. Wer sich als Familenvater [...] zu sehr gebunden hat, gilt schnell als inflexibel und damit unbrauchbar. (Apel 2014, S. 873)

Das sind nur zwei der zahllosen so genannten generischen Maskulina, die sich immer wieder als geschlechtspezifische Maskulina entpuppen, übrigens auch dann, wenn man vorsichtshalber dazuschreibt, dass man mit Maskulina selbstverständlich auch Frauen mitmeine. Das generische Maskulinum funktioniert im Alltag kaum, und dies in allen Bildungsschichten. Wie man es vermeiden kann, ohne Texte schwerfälliger werden zu lassen, dies zeigt der unlängst erschienene Duden-Band „Richtig gendern“ (Diewald / Steinhauer 2017).

Es gibt eine Reihe von Faktoren, die die enge Koppelung zwischen maskulinem Genus und männlicher Assoziation beeinflussen. Am unbestrittensten ist, dass maskuline Singulare wie *Terrorist*, *Kriegsverbrecher*, *Salafist*, *IS-Anhänger* und *Straftäter* – entgegen der Behauptung in einem dieser F.A.Z.-Artikel – die größte Wahrscheinlichkeit haben, rein männlich aktualisiert zu werden, und dies gleich aus mehreren Gründen.

TERRORISTEN, LEHRER UND FLORISTEN HABEN UNTERSCHIEDLICHES SOZIALES GESCHLECHT

Erstens werden Aktivitäten wie Straftaten mehrheitlich von Männern verübt – zumindest legen das Berichte in den Medien nahe. Solche Lexeme sind männlich genderisiert. Personenbezeichnungen wie *Terrorist*, *Spion*, *Physiker*, *Lehrer*, *Sozialarbeiter*, *Erzieher*, *Kosmetiker* haben also ein soziales Geschlecht, das unterschiedlich stark ausgeprägt sein kann. Es leitet sich aus dem realen Geschlechteranteil ab und aus Stereotypen, die man der jeweiligen Personengruppe zuschreibt.²

SPIONE LÖSEN MEHR MÄNNLICHE ASSOZIATIONEN AUS ALS ZUSCHAUER UND DIESE WIEDERUM MEHR ALS KOSMETIKER

So dürfte bei obiger Abfolge vom Terroristen bis zum Kosmetiker der Grad an männlicher Genderisierung abnehmen. Zweitens handelt es sich um grammatisch maskuline Wörter. Allein diese vermeintlich rein grammatisch-nominalklassifikatorische Tatsache begünstigt bereits eine männliche Lesart. Dieser Nachweis ist empirisch vielfach untermauert worden. Solche so genannten Genus-Sexus-Korrelationen (besser: Genus-Geschlecht-Koppelungen) greifen bei Personenbezeichnungen so konsequent, dass sie das verlässlichste semantische Genuszuweisungsprinzip des Deutschen darstellen (so genanntes „Prinzip des natürlichen Geschlechts“ nach Köpcke / Zubin 1996, S. 479).



„Die Sozialarbeiter liefen durch den Bahnhof.“

„Wegen der schönen Wetterprognose trugen mehrere der Frauen keine Jacke.“



„Die Sozialarbeiter liefen durch den Bahnhof.“

„Wegen der schönen Wetterprognose trugen mehrere der Männer keine Jacke.“

Ist der zweite Satz eine mögliche Fortsetzung des ersten? Variiert die unmittelbare Akzeptierbarkeit je nach Sprache? In einer Studie von Gygax et.al. (2008) wurden Sätze dieser Art englischen, französischen und deutschen Testpersonen in ihrer jeweiligen Sprache vorgelegt.

Eine Forschergruppe um Pascal Gygax hat den männlichen Genderisierungsgrad maskuliner Personenbezeichnungen kontrolliert, um auf diese Weise den Einfluss des Maskulinums besser bemessen zu können. So lagen bei Bezeichnungen für stereotyp männliche (*Spione*), neutrale (*Zuschauer*) und weibliche Tätigkeiten (*Sozialarbeiter*), und zwar im entschärften Plural, die Vorstellungen von Männern deutlich über denen von Frauen. Dies betrifft also nicht nur *Spione*, sondern auch geschlechtlich ausgewogene *Zuschauer* sowie mehrheitlich weibliche *Sozialarbeiter* oder gar *Kosmetiker*. In dem Experiment waren Fortsetzungen von (auf dem Bildschirm eingeblendeten) Sätzen, die solche maskulinen Personenbezeichnungen (vom Typ *die Sozialarbeiter liefen durch den Bahnhof*) enthielten, zu bewerten. In Folgesätzen wurde entweder auf weibliche oder auf männliche Exemplare dieser Gruppen Bezug genommen. Die Versuchspersonen, die von dem Forschungsinteresse selbstverständlich nichts wussten, sollten auf die Frage „mögliche Fortsetzung?“ unmittelbar auf eine Ja- oder auf eine Nein-Taste drücken; außerdem wurde die Zeit bis zum Tastendruck gemessen. Wären solche Bezeichnungen ‚generisch‘, würden sie also wirklich beide Geschlechter umfassen, sollte man weibliche und männliche Exemplare erwarten dürfen. Beide Messungen (Ja- / Nein-Antworten und Zeitdauer) ergaben, dass die Fortsetzungen mit männlichen Akteuren deutlich spontaner und häufiger akzeptiert wurden als die mit weiblichen, auch dann, wenn es sich in den Testsätzen um (faktisch eher gemischte) *Zuschauer* oder um (selten männliche) *Sozialarbeiter* handelte.³ Das maskuline Genus war sogar wichtiger als das soziale Geschlecht. Der gleiche Versuch wurde mit englischen Personen durchgeführt. Englisch hat bekanntlich kein nominales Genus, hier stellt sich die Situation komplett anders dar als im Deutschen. Die gleichen Sätze ergaben, dass im Englischen allein das soziale Geschlecht das Antwortverhalten steuert, dass also bei *spies* mehr Männer, bei *spectators* beide Geschlechter und bei *social workers* mehr Frauen als Männer assoziiert wurden.

Weitere relevante Faktoren für die Geschlechtsassoziation sind vor allem der Numerus (der Singular ist männlicher assoziiert als der Plural, siehe Kusterle 2011), die Tatsache, ob dem Maskulinum ein moviertes Femininum zukommt oder nicht (bei *Lehrer* ja, bei *Gast* nicht), wie gegebenenfalls die Frequenzrelation zwischen Maskulinum und Femininum ist (*Terrorist* kommt im Vergleich zu *Terroristin* deutlich häufiger vor als *Lehrer* gegenüber *Lehrerin*, siehe de Backer / de Cuypere 2012), ob die Personenbezeichnung einen Beruf enthält (dies begünstigt per se die männliche Lesart, z. B. *Schauspieler*) oder nicht (*Einwohner*), außerdem, in welcher syntaktischen Position die Personenbezeichnung steht (bzw. welchen Referenzialisierungsgrad sie innehat), also ob z. B. in der prominenten Subjektposition oder ob innerhalb einer adverbialen Bestimmung (siehe Kotthoff / Nübling demn.). Nicht zuletzt hat auch der allgemeine Kontext eine erhebliche Auswirkung: Gleiche (maskuline) Personenbezeichnungen werden in einem Eishockey-Kontext männlicher vergeschlechtlicht als in einem Gymnastikkontext (Kusterle 2011, Rothmund / Scheele 2004, Braun et al. 1998).

AUCH WEITERE FAKTOREN WIE NUMERUS, MOVIERUNGEN, REFERENZIALITÄT, KONTTEXT BEEINFLUSSEN DEN GRAD MÄNNLICHER GENDERISIERUNG

Einige Experimente (z. B. Stahlberg / Sczesny 2001, Braun et al. 2007, Kusterle 2011) haben auch den Effekt alternativer Sprachformen getestet und sind insgesamt zu dem Ergebnis gelangt, dass jegliche Sichtbarmachung von Frauen (durch Beidnennungen unterschiedlicher Art) zu ausgewogeneren Assoziationen führen, während dies Neutralisierungen (wie *das Kollegium*, *die Gruppe*, *die Studierenden*) ungleich weniger leisten.

Zur Rigidität der Koppelung von Genus und Geschlecht (so genanntes Genus-Sexus-Prinzip)

Die wohl stärkste Evidenz für den engen Zusammenhang zwischen Genus und Geschlecht liefern Substanzivierungen: Von (per se genuslosen) Verben (*anstellen*) oder Adjektiven (*krank*) abgeleitete Personenbezeichnungen werden regelmäßig mit Bezug auf eine Frau feminin (*die Angestellte, die Kranke*) und mit Bezug auf einen Mann maskulin (*der Angestellte, der Kranke*). Einzig und allein Genus leistet hier die Geschlechtsinformation, und man kommt im Singular auch nicht umhin, diese Information zu liefern. Dieser Zwang ist ein grammatischer.

AUCH VORNAMEN UND ANDERE GESCHLECHTSINHÄRENTE PERSONENBEZEICHNUNGEN BESTÄTIGEN ENGSTE KOPPLUNGEN ZWISCHEN GENUS UND GESCHLECHT

Für einen engen Konnex zwischen Genus und Geschlecht sprechen übrigens auch die Vornamen: Bei der alten Schicht der germanischen Rufnamenkomposita galt das strikte Prinzip, dass Frauennamen ein feminines und Männernamen ein maskulines Zweitglied enthalten mussten, egal was sie bedeuteten (z. B. *Mechthild* enthält das alte Femininum *-hild* „Kampf“, *Arnulf* / *Arnolf* das Maskulinum *-wulf* / *-wolf* „Wolf“). Heutige Unisex-Namen wie *Nicola* leisten die Geschlechtsspezifikation so selbstverständlich über das Genus, dass es nicht einmal auffällt (*die Nicola – sie, der Nicola – er*). Gerade an der Spitze der Belebtheitshierarchie, die durch geschlechtsinhärente Pronomen, Personennamen und Verwandtschaftsbezeichnungen repräsentiert wird, ist die Kopplung von Genus und Geschlecht von maximaler Rigidität: Bezeichnungen für Frauen sind feminin (*Mutter, Tante*) und solche für Männer maskulin (*Vater, Onkel*). Diese Regel ist so fest, dass sie bei Entlehnungen produktiv angewandt wird (*die Lady, der Boy*). Wenn solch enge Verzahnungen gelten, wäre es verwunderlich, sie wären im Fall anderer Personenbezeichnungen aus den Angeln gehoben – auch wenn sie sich über die Belebtheitsskala hinweg abschwächen (bei den uns nahestehenden Nutztieren gelten sie noch partiell, danach ebben sie ab).

In der öffentlichen Diskussion wird das Wissen um diese Zusammenhänge ignoriert oder abgestritten. Dass Laien nicht darum wissen, ist verzeihlich, weniger aber, dass auch Linguisten so tun, als hätten nominale und soziale Kategorisierung nichts miteinander zu tun. Stattdessen wird sogar unterstellt, man verwechsle diese beiden Kategorien. Gerade weil wir mittlerweile so präzise den Einfluss von grammatischem und sozialem Geschlecht sowie der anderen (oben nur angerissenen) Faktoren auf die Vorstellung von Geschlecht bemessen können, sollten Linguisten wie Linguistinnen sie der Öffentlichkeit nicht vorenthalten. Erst wenn man diese Tatsachen anerkennt, kann man nämlich die viel interessanteren Frage stellen, wann, in welchem Ausmaß und in welchen Konstellationen Maskulina auch weibliche Exemplare aufrufen, denn kaum ein Experiment hat umgekehrt eine hundertprozentige „Maskulina-evozieren-nur-Männer“-Regel erbracht. Kaum jemand käme auf die Idee, bei dem Satz „Mannheim hat 300.000 Einwohner“ die Zahl zu verdoppeln. Und man könnte sich bei dieser Gelegenheit der ebenfalls noch unbeantworteten Frage zuwenden, ob bzw. in welchem Maße seltener vorkommende feminine Personenbezeichnungen wie *Person, Polizei, Bedienung, (Fach-)Kraft* eine weibliche Vorstellung befördern und wie es sich mit neutralen Lexemen (z. B. *Mitglied, Individuum*) verhält.

Für das Deutsche gilt somit: Genus steuert maßgeblich die Vorstellung von Geschlecht, auch, wenngleich abgeschwächt, im Plural, wo Genus nicht sichtbar ist. Das generische Maskulinum ist eine Idealisierung und hat mit der Sprachrealität wenig zu tun. Die Behauptung, es gelte seit den Anfängen, ist übrigens falsch, wie Doleschal (2002) anhand der Untersuchung von Grammatiken von der Renaissance bis heute feststellt: Die Behauptung eines generischen Maskulinums ist eine junge grammatisch-grammatikographische Festlegung aus den 1980er Jahren. Zu behaupten, es gebe geschlechtsneutrale Maskulina, verkennt schon deshalb die Tatsachen, weil man sich einen einzelnen Menschen ohne Geschlecht gar nicht vorstellen kann. Man sexuiert jede noch so stilisierte Figur und nennt sie im Zweifelsfall

Männchen (z. B. Halma-Figuren). Davon wissen auch diejenigen ein Lied zu singen, denen es obliegt, auf Schildern geschlechtsneutrale Personen darzustellen. Wenn deutliche Geschlechtsinsignien (wie Rock, Taille oder Hut, Stock) fehlen, dann lesen die meisten einen Mann heraus – aber eben: Man will jeder noch so stilisierten Figur ein Geschlecht entnehmen. Diese Information ist so wichtig, dass wir bei einer noch so flüchtigen Begegnung mit einer Person ihr Geschlecht nicht vergessen, eher, ob sie eine Brille trug oder nicht. Binnen kürzester Zeit weisen die meisten jedem Menschen ein Geschlecht zu. Dass allen eins unterstellt wird, verunmöglicht es, uns bei jemandem nach der Geschlechtszugehörigkeit zu erkundigen und erschwert es allen Menschen jenseits dieser binären „Zweiklassengesellschaft“, glaubhaft zu sein. Dass es sich bei Geschlecht um eine soziale Kategorie handelt, die allerdings an die nachgeburtliche Genitalienbeschau gebunden wird, sollte deutlich geworden sein.

Abweichungen vom so genannten Genus-Sexus-Prinzip als soziale Disziplinierung

Nun gibt es von diesem so genannten Genus-Sexus-Prinzip ein paar berühmte Ausnahmen wie *das Mädchen*, *das Fräulein*, *das Weib*, *die Schwuchtel*, *die Memme*, *der Vamp* und, in einigen Dialektlen, *das Anna*, *das Mami*. Sie werden oft bemüht, um einen Zusammenhang zwischen Genus und Geschlecht zu widerlegen, so z. B. von Löffler (1992):⁴

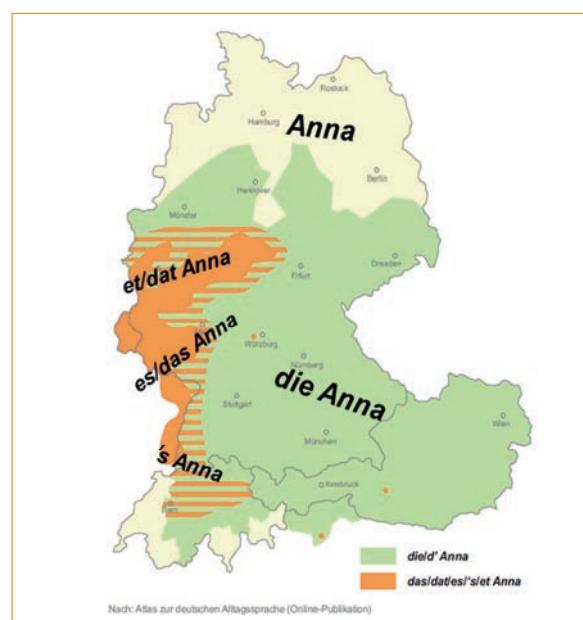
Offensichtlich besteht im alltäglichen Sprachgebrauch keine zwingende Beziehung zwischen grammatischem Geschlecht und natürlichem Sexus, ja man könnte sogar den Eindruck gewinnen, dass im Alltag der soziale Geschlechtsunterschied sprachlich gar nicht wahrgenommen werden soll. Anders könnte man nicht die häufig grammatisch neutralen Personenbezeichnung[en] erklären: *das Kind* [...], *das Mädchen*, „*es*“ im Schweizerdeutschen als Pronomen für alle weiblichen Wesen. [...] Das grammatische Geschlecht von Personenbezeichnungen wird jedenfalls für die Unterscheidung gesellschaftlicher Geschlechterfunktionen nicht systematisch genutzt, ohne dass deswegen die Sprache gleich als „patriarchalisch“ angesehen werden muss. (Löffler 1992, S. 43)

Abschließend soll kurz gezeigt werden, dass es durchaus andere Erklärungen gibt, dass die Neutra bei Frauenbezeichnungen hochfunktional sind, dass das Genus

für Personenbezeichnungen systematisch genutzt wird, und zwar genau zur Bezeichnung sozialer Geschlechtsunterschiede, und dass „die Sprache“ patriarchal ist als von Löffler geahnt. Da die Linguistik über einen biologistischen Sexusbegriff kaum hinauskommt, verstellt sie sich den Blick gegenüber dem, was die Soziologie längst an Geschlecht und seiner Her- und Darstellung identifiziert und differenziert hat. Was unser alltägliches Frau- und Mannsein ausmacht, hat mit Biologie (Sexus) logisch nichts zu tun.

NEUTRA SIND BEI FRAUENBEZEICHNUNGEN HOCHFUNKTIONAL

Schaut man also etwas genauer hin, dann bestätigen diese vermeintlichen Ausnahmen den engen Zusammenhang zwischen Genus und Geschlecht auf frappierende Weise, indem sie nämlich auf einer höheren Ebene auf Geschlecht verweisen: Sie indizieren Geschlechterrollen, also die sozialen Erwartungen daran, wie sich die Geschlechter zu verhalten haben. Bei all diesen „Ausnahmen“ handelt es sich um gesellschaftlich missbilligte Geschlechtsrollenverstöße. Die betreffenden Personen werden aus ihrer „richtigen“ Genuskategorie verstoßen, weil sie sich „falsch“ verhalten,



Die Verbreitung neutraler weiblicher Rufnamen auf Grundlage des Atlas zur deutschen Alltagssprache (Elspaß / Möller (2003 ff.) < <http://www.atlas-alltagssprache.de/artikelform/> >)

der soziale Verstoß wird durch einen grammatischen geahndet, Genus erlangt hier ausstellendes und sozial disziplinierendes Potenzial. Das betrifft zum einen homosexuelle Männer, die aus Sicht einer solchen Gesellschaft dasjenige Geschlecht begehrten, das ‚normalerweise‘ Frauen begehrten. Deswegen stehen ihre Bezeichnungen häufig im Femininum (*die Schwuchtel, Tunte, Tucke*). Der feige Mann wird durch *die Memme* ausgestellt. Umgekehrt geriert sich *der Vamp* durch die Macht über Männer ‚wie ein Mann‘. Die Literaturwissenschaftlerin Nicola Roßbach hat in „Der böse Frau“ (2009) Ehesatiren des 17. und 18. Jahrhunderts analysiert, die warnend aufzeigen, was passiert, wenn Frauen sich männliche Rollen oder gar Privilegien anmaßen, Männern Befehle erteilen, sie an der Kinderaufzucht und der Haushaltarbeit beteiligen, kurzum: wenn sie die damalige Geschlechterordnung verletzen. Diese Moraldidaxen haben mit dem Typus des „*malus mulier*“ eine lateinische Vorlage:

Malus mulier, der böse Frau, Siemann [i.e. ‚sie + Mann‘ – Anmerkung der Autorin] und Feminarius: die hier wirksamen grammatischen Verrückungen reflektieren geschlechterhistorische Verrückungen und generieren sie zugleich. Um böse, d. h. nicht normenkonform agierende Frauen zu bezeichnen, wählt die Dialogfigur Andreas in Sommers Ehesatire absichtlich ‚böses‘ Latein – Grammatikfehler bedeutet Verhaltensfehler. [...] Analog zu metaphorischen Übertragungsprozessen fokussiert das grammatische Genus masculinum bestimmte Merkmale einer Frau, nämlich männlich kodierte: Dominanz, Entschiedenheit und Überlegenheit. (Roßbach 2009, S. 22)

ALTE GESCHLECHTERORDNUNGEN SIND TIEF IN DIE (GENUS-)GRAMMATIK SEDIMENTIERT

Dass solche Diskordanzen zwischen Genus und Geschlecht heute weitgehend überkommene Geschlechterordnungen reflektieren, liegt auf der Hand. Dennoch haben sich diese Verhältnisse grammatisch verfestigt. Tief in der Sprache, genauer: in solchen Genuszuweisungen lebt die mehrheitlich obsolete Geschlechterordnung fort (siehe Nübling demn., wo dieses Konzept ausdifferenziert wird). Grammatische Devianz steht für soziale Devianz.

Als ‚neutrale Frauen‘ werden dagegen zum einen verachtete, abstoßende Frauen (*das Weib, das Mensch*) bezeichnet, zum anderen noch nicht ‚voll entwickelte, unreife‘, also in der alten Geschlechterordnung solche, die noch unverheiratet sind. Das Neutrum ist vorrangig das Genus für Unbelebtes (*das Eisen, das Wasser*) sowie für (nicht-sexuierte) Kinder und Tierjunge (*das Kind, das Neugeborene – das Junge, das Kalb*). Auffälligerweise stehen praktisch alle Bezeichnungen, auch dialektale, für das Mädchen im Neutrum: *das Dirndl, Wicht, Fräulein, Girl, Pin-up* (siehe Nübling 2017).

Unterscheidet die Soziologie bei der Frau drei sogenannte Geschlechtszustände (Mädchen – Fräulein/Jungfer – (Ehe)Frau / Mutter), sind es beim Mann nur zwei (Junge – Mann), d. h., Ehe und Vaterschaft bilden hier kein eigenes Stadium. Nur die verehelichte Frau und Mutter erhält das ‚richtige‘, passende Genus, während das Mädchen und das noch verfügbare ledige Fräulein im Neutrum verharren. Dass hierfür Diminutive (*Mädchen, Fräulein*) gebildet werden, wirft gleich doppelten Gewinn ab: Die Frau wird verkleinert (soziologisch: verkindert), und sie bekommt das neutrale Kinder- und Objektgenus. Der Junge ist von Anfang an, auch in den Dialekten, maskulin und wird nicht diminuiert (*der Kerl, Bub, Junge*). Mehr noch: Diminuierte Männernamen wie *Peterle* scheuen in vielen Dialekten das Neutrum, indem sie trotz dieses Suffixes im Maskulinum verbleiben (Baumgartner / Christen 2017). So heißt es im Alemannischen *de* (der) *Peterle*. Umgekehrt bekommen Mädchen und Frauen sehr viel häufiger diminuierte Namen, die immer im Neutrum stehen, und diese begleiten sie bis in ihre Todesanzeichen (‘*s Amme*’). Diese Praxis hat in manchen Dialekten dazu geführt, dass auch die vollen Namen neutral geworden sind (‘*s Anna*’). Ein Forschungsprojekt an den Universitäten Mainz, Fribourg und Luxemburg untersucht dieses Dialektphänomen (siehe <femineutra.de>; Christen 1998; Nübling / Busley / Drenda 2013). Es stellt u. a. fest, dass es früher die unter männlicher Familienherrschaft stehenden Frauen (Ehefrauen, Töchter, Mägde, teilweise auch Mütter, Tanten) waren, die durch das Neutrum gebannt und kontrolliert wurden, während fremde, selbstständige und sozial höherstehende Frauen das Femininum erhielten. Heute wirkt das Neutrum

bei weiblichen Vornamen in vielen Dialekten familiär, vertraut und durchaus freundlich, das Femininum entsprechend abweisend-distanzierend. Das alte, sozial ausstellende Neutrum wird heute zur Beziehungsgestaltung genutzt (es wurde pragmatikalisiert) und hat seinen Ort in der Familie und Dorfgemeinschaft (ausführlicher siehe Busley / Fritzinger 2018).

Genus verweist also nicht nur auf Geschlecht per se, es leistet noch viel mehr: Es verweist auf soziale Erwartungen an die Geschlechter (Gender) und damit auf Geschlecht im umfassenden Sinn. ■

Anmerkungen

- 1 Z. B. Irmens / Köhncke (1996); Heise (2000, 2003); Stahlberg / Sczesny (2001); Braun et al. (2007); Rothmund / Scheele (2004); Gygax et al. (2008); Kusterle (2011); De Backer / De Cuyper (2012).
- 2 Dabei schlagen sich Veränderungen realer Geschlechteranteile nur stark verzögert im sozialen Geschlecht ihrer Lexeme nieder: Obwohl der Apothekerberuf zu 80% von Frauen ausgeübt wird, ist das Lexem *Apotheker* männlich genderisiert (siehe Stocker 2000 mit Bezug auf die Schweiz). Die ABDA-Statistik der Bundesvereinigung Deutscher Apothekerverbände gibt für das Jahr 2017 einen Frauenanteil von 70,5 % im Apothekerberuf in Deutschland an. <www.abda.de/fileadmin/assets/ZDF/ZDF_2018/ABDA_ZDF_2018_Brosch.pdf>.
- 3 Stereotyp männliche Sätze (mit Ingenieuren, Spionen etc.) bekamen im deutschsprachigen Experiment mit männlichen Fortsetzungen (manche der Männer ...) 69% Ja-Antworten und mit weiblichen Fortsetzungen (manche der Frauen ...) 35% Ja-Antworten. Auch bei den neutralen Rollen (Zuschauer, Nachbarn) klingt der männliche Anschluss mit 72 % Zustimmung besser als der weibliche mit 45% Zustimmung. Selbst bei stereotyp weiblichen Rollen (Sozialarbeiter, Tänzer, Kosmetiker) wird die männliche Fortsetzung mit 65% für besser befunden als die weibliche mit 40%. Siehe Gygax et.al. (2008), S. 477.
- 4 Manche begeben sich sogar ins Tierreich, um dagegen anzugehen: „Oder glaubt einer, Igel seien männlich und Fliegen weiblich?“ (Heringer 1995, S. 208).

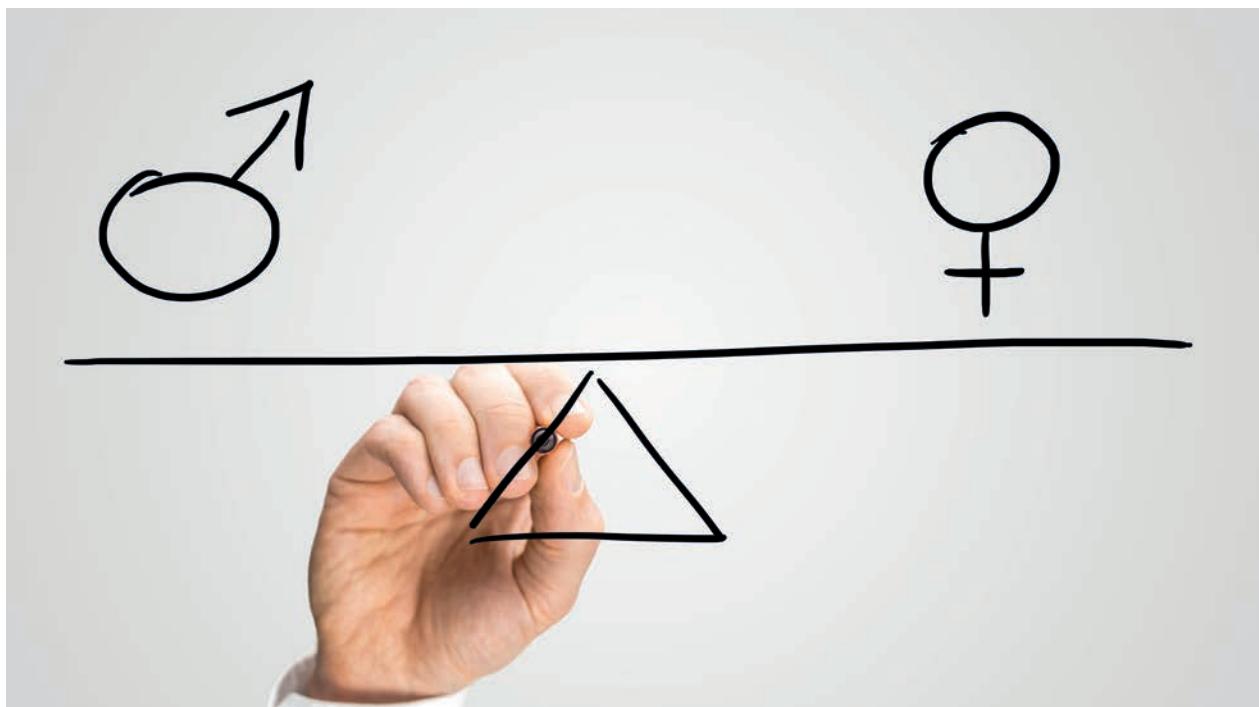
Literatur

- Apel, Friedmar (2014): Projekt-Professor. In: *Forschung & Lehre* 11,14, S. 873.
- Baumgartner, Gerda / Christen, Helen (2017): *Dr Hansjakobli und ds Babettli*. Über die Geschlechtstypik diminuierter Rufnamen in der Deutschschweiz. In: OBST 91 („Sprache und Geschlecht“), Bd. 2: Empirische Analysen, S. 111-145.
- Braun, Friederike / Gottburgsen, Anja / Sczesny, Sabine / Stahlberg, Dagmar (1998): Können Geophysiker Frauen sein? Generische Personenbezeichnungen im Deutschen. In: ZGL 26, S. 265-283.
- Braun, Friederike / Oelkers, Susanne / Rogalski, Karin / Bosak, Janine / Sczesny, Sabine (2007): „Aus Gründen der Verständlichkeit...“: Der Einfluss generisch maskuliner und alternativer Personenbezeichnungen auf die kognitive Verarbeitung von Texten. In: *Psychologische Rundschau* 58, 3, S. 183-189.
- Busley, Simone / Fritzinger, Julia (2018): *Em Stefanie sei Mann – Frauen im Neutrum*. In: Nübling, Damaris / Hirschauer, Stefan (Hg.): *Namen und Geschlechter – Studien zum onymischen Un / doing Gender*. Berlin / Boston: de Gruyter, S. 191-212.
- Christen, Helen (1998): *Die Mutti oder das Mutti, die Rita oder das Rita?* Über Besonderheiten der Genuszuweisung bei Personen- und Verwandtschaftsnamen in schweizerdeutschen Dialekten. In: Schnyder, André et al. (Hg.): *Ist mir getroumet mîn leben?* Göppingen: Kümmerle, S. 267-281.
- De Backer, Maarten / De Cuyper, Ludovic (2012): The interpretation of masculine personal nouns in German and Dutch: a comparative experimental study. In: *Language Sciences* 34, S. 253-268.
- Diewald, Gabriele / Steinhauer, Anja (2017): *Duden. Richtig gendern. Wie Sie angemessen und verständlich schreiben*. Berlin: Dudenverlag.
- Doleschal, Ursula (2002): Das generische Maskulinum im Deutschen. Ein historischer Spaziergang durch die deutsche Grammatikschreibung von der Renaissance bis zur Postmoderne. In: *Linguistik online* 11, 2 / 02, S. 39-70.
- Elspaß, Stephan / Möller, Robert (2003 ff.): *Atlas zur deutschen Alltagssprache (AdA)*. Online-Ressource: <www.atlas-alltagssprache.de/>.
- Gygax, Pascal / Gabriel, Ute / Sarrasin, Oriane / Oakhill, Jane / Garnham, Alan (2008): Generically intended, but specifically interpreted: When beauticians, musicians and mechanics are all men. In: *Language and Cognitive Processes* 23, S. 464-485.
- Heise, Elke (2000): Sind Frauen mitgemeint? Eine empirische Untersuchung zum Verständnis des generischen Maskulinums und seiner Alternativen. In: *Sprache & Kognition* 19, 1 / 2, S. 3-13.
- Heise, Elke (2003): Auch einfühlsame Studenten sind Männer: Das generische Maskulinum und die mentale Repräsentation von Personen. In: *Verhaltenstherapie und Psychosoziale Praxis* 35, S. 285-291.
- Heringer, Hans-Jürgen (1995): Prinzipien der Genuszuweisung. In: Popp, Heidrun (Hg.): *Deutsch als Fremdsprache. An den Quellen eines Faches*. München: Iudicium, S. 203-216.

- Irmen, Lisa / Köhncke, Astrid (1996): Zur Psychologie des „generischen“ Maskulinums. In: Sprache & Kognition 15, 3, S. 152-166.
- Köpcke, Klaus-Michael / Zubin, David (1996): Prinzipien für die Genuszuweisung im Deutschen. In: Lang, Ewald / Zifonun, Gisela: Deutsch – typologisch. Berlin: de Gruyter, S. 473-491.
- Kotthoff, Helga / Nübling, Damaris (demn.): Gender-Linguistik. Eine Einführung in Sprache, Gespräch und Geschlecht. Tübingen: Narr.
- Kusterle, Karin (2011): Die Macht von Sprachformen. Der Zusammenhang von Sprache, Denken und Genderwahrnehmung. Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel.
- Löffler, Heinrich (1992): „Persönliche Kollektiva“ und andere Personenbezeichnungen im Alt- und Neuhochdeutschen. In: Burger, Harald / Haas, Alois M. / von Matt, Peter (Hg.): Verborum Amor. Studien zur Geschichte und Kunst der deutschen Sprache. Berlin / New York: de Gruyter, S. 33-46.
- Nübling, Damaris (2017): Funktionen neutraler Genuszuweisung bei Personennamen und Personenbezeichnungen im germanischen Vergleich. In: Helmbrecht, Johannes / Nübling, Damaris / Schlücker, Barbara (Hg.): Namengrammatik. Linguistische Berichte, Sonderheft 23. Hamburg: Buske, S. 173-211.
- Nübling, Damaris (demn.): Geschlechter(un)ordnungen in der Grammatik: Deklination, Genus, Binomiale. In: Eichinger, Ludwig M. / Plewnia, Albrecht (Hg.) (demn.): Neues vom heutigen Deutsch. Empirisch – methodisch – theoretisch. (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2018). Berlin / Boston: de Gruyter.
- Nübling, Damaris / Busley, Simone / Drenda, Julianne (2013): *Dat Anna und s Eva – Neutrale Frauenrufnamen in deutschen Dialekten und im Luxemburgischen zwischen pragmatischer und semantischer Genuszuweisung*. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 80, 2, S. 152-196.
- Roßbach, Nicola (2009): Der böse Frau. Wissenspoetik und Geschlecht in der Frühen Neuzeit. Sulzbach / Taunus: Helmer.
- Rothmund, Jutta / Scheele, Brigitte (2004): Personenbezeichnungsmodelle auf dem Prüfstand. Lösungsmöglichkeiten für das Genus-Sexus-Problem auf Textebene. In: Zeitschrift für Psychologie 212, 1, S. 40-54.
- Stahlberg, Dagmar / Sczesny, Sabine (2001): Effekte des generischen Maskulinums und alternativer Sprachformen auf den gedanklichen Einbezug von Frauen. In: Psychologische Rundschau 52, 3, S. 131-140.
- Stocker, Christa (2000): Beidnennung und kognitive Repräsentanz. In: Bulletin suisse de linguistique appliquée 72, S. 139-153.

Bildnachweise

S. 50: shutterstock_194249096



NEU ERSCHIENEN:

Hünlich, David / Wolfer, Sascha / Lang, Christian / Deppermann, Arnulf:

Wer besucht den Integrationskurs? Soziale und sprachliche Hintergründe von Geflüchteten und anderen Zugewanderten

52 S. – Mannheim: Institut für Deutsche Sprache, 2018.

ISBN: 978-3-937241-61-6



ZUM AKTUELLEN STAND IN DEN INTEGRATIONSKURSEN:

- Wer befindet sich nach den Fluchtereignissen von 2015 in den Integrationskursen?
- Wie unterscheiden sich die Geflüchteten von den anderen Zugewanderten?
- Wie viele Sprachen haben die Kursteilnehmer/-innen vor dem Deutscherwerb gelernt?
- Was sind die wichtigsten Erst- und Fremdsprachen?
- Welche Rolle spielt das Englische im Vergleich zum Deutschen für die Lernenden?
- Und wie lassen sich typische Teilnehmergruppen in den Integrationskursen beschreiben?

Die vorliegende Broschüre gibt auf Basis der IDS-Goethe-Studie aus dem Jahr 2016 Antwort auf diese und weitere Fragen. Die Erhebung, eine Kooperation des Instituts für Deutsche Sprache (IDS) und des Goethe-Instituts Mannheim, fand im Rahmen des IDS-Projekts „Deutsch im Beruf: Die sprachlich-kommunikative Integration von Flüchtlingen“ statt (dib.ids-mannheim.de).

Die Broschüre kann online unter <https://ids-pub.bsz-bw.de/frontdoor/deliver/index/docId/7668/file/Huenlich_eta_Wer_besucht_den_Integrationskurs_2018.pdf> heruntergeladen werden. Gegen eine geringe Schutzgebühr in Höhe von 3,00 EUR können Sie auch eine gedruckte Ausgabe bestellen.

Besuchen Sie hierzu bitte unseren Online-Buchshop unter <<http://buchshop.ids-mannheim.de>> oder schreiben Sie an: IDS, „amades“ Bestellservice, Postfach 10 16 21, 68016 Mannheim, amades@ids-mannheim.de.

BERICHT ÜBER DIE 21. ARBEITSTAGUNG ZUR GESPRÄCHSFORSCHUNG VOM 21.-23. MÄRZ AM INSTITUT FÜR DEUTSCHE SPRACHE (MANNHEIM)

RAHMENTHEMA: VERGLEICHENDE GESPRÄCHSFORSCHUNG

Die Autorin ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim.

Die „21. Arbeitstagung zur Gesprächsforschung“ mit dem Rahmen-thema „Vergleichende Gesprächsforschung“ fand vom 21.-23. März 2018 am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim statt. Das Ziel der Tagung war es, Forscherinnen und Forscher zusammenzubringen, die authentische Interaktionsdaten aus vergleichender Perspektive untersuchen. Das Rahmenthema der Tagung ergab sich aus dem steigenden Interesse an vergleichenden Fragestellungen innerhalb konversations- und gesprächsanalytischer Untersuchungen. Die Tagung nahm gezielt Vorgehensweisen und Methoden bei der Durchführung vergleichender Untersuchungen in den Blick. Die Vorträge¹, Projektpräsentationen und Datensitzungen erörterten 1. das Vergleichen als analytische Grundoperation der Konversations- und Gesprächsanalyse, 2. Vergleiche alternativer Ressourcen und Praktiken für spezifische Handlungen und Aktivitäten in der Interaktion sowie 3. methodologische Herausforderungen einer vergleichenden Gesprächsforschung.

Vorträge Tag 1

Eröffnet wurde die Tagung durch den Direktor des IDS, **Ludwig M. Eichinger**. Nach der Begrüßung der Gäste folgte die Verleihung des mit 1.000 Euro dotierten Disserta-

tionsförderpreises des Vereins für Gesprächsforschung e.V. durch **Cordula Schwarze** an **Clarissa Weiß** (Freiburg) für ihr Dissertationsprojekt „Blick und Turntaking in Face-to-face Interaktionen. Multimodale Interaktionsanalysen triadischer Gesprächssituationen mit Hilfe von Eye-Tracking“, das den Zusammenhang von Blickverhalten und Turntaking untersucht.

Nach der Begrüßung und der Verleihung des Dissertationspreises folgte der Eröffnungsvortrag von **Jörg Zinken** und **Silke Reineke** (Mannheim), die in den Gegenstand der vergleichenden Gesprächsforschung als gängiges methodisches Vorgehen innerhalb traditioneller Sozialwissenschaften, der Konversationsanalyse sowie Gesprächsforschung einführten.

Der Vortrag von **Lorenza Mondada** (Basel) „„mimole e hä i gärn ka’: A multimodal comparative analysis of requests“ betrachtete Nachfragehandlungen in Käseverkaufsgesprächen in Käsefachgeschäften sowie auf Märkten und in unterschiedlichen Ländern. Sie konnte herausstellen, dass die Nachfragehandlung, die Art und Weise wie Käse beschrieben wird und der Verlauf

der Verkaufsgespräche von der Käseaffinität einer jeweiligen Kultur abhängig zu sein scheint.

Mike Huiskes (Groningen) beschäftigte sich in seinem Vortrag „Learning to guide surgical teams: A comparative study of methods of recruitment used by residents and surgeons in the OR“ mit Operationen als situierte und kollaborative Praxis. Seine Analysen zeigten Unterschiede in den sprachlichen und körperlichen Praktiken, die Mitglieder eines Operationsteams für die Organisation der Zusammenarbeit einsetzen.

Im Vortrag „Gesprächseröffnungen in helfenden Professionen – Ein Vergleich von Erstgesprächen in der sozialen Arbeit und der Psychotherapie“ zeigten **Cornelia Rüegger** und **Claudio Scarvagliari** (Olten / Basel), dass in therapeutischen Erstgesprächen die Rolle des Therapeuten deutlich passiver ist, als die des Sozialarbeiters. Zurückzuführen sei dies auf die verschiedenen institutionellen Ausgangspositionen – während in der Sozialen Arbeit durch die sozialstaatliche Anbindung der Hilfeauftrag extern in der Form eines Kontrollauftrags vergeben wird, wird in der Psychotherapie der Hilfeauftrag freiwillig durch die Patientin / den Patienten vergeben.



Der Institutedirektor Ludwig M. Eichinger führt in die Tagung ein.



Cordula Schwarzer (r.) übergibt den Dissertationsförderpreis an Clarissa Weiß.



Marc Alexander und **Elisabeth Stokoe** (Loughborough) zeigten in ihrem Vortrag „Neighbour problems: Formulating noise complaints across different dispute resolution organization“, dass Mieter unterschiedliche Strategien dafür nutzen, eine Beschwerde über Lärmbelästigung durch einen Nachbarn vorzutragen, je nachdem, ob der Anruf bei „mediation call services“ oder „environmental health services“ vorgetragen wurde. Bei Telefonaten mit „mediation call services“ wurde der Nachbar zum Beispiel unmittelbar als Agens der Ruhestörung genannt, bei „environmental health services“ wurde das Agens wiederum ausgelassen („It's about my neighbour“ versus „I need to speak to someone about disturbance“).

Der Vortrag „Opening business-to-business prospecting ‘cold’ calls“ von **Bogdana Huma, Elizabeth Stokoe** und **Rein Ove Sikveland** (Loughborough) verglich Strategien, die in „Business-to-Business cold calls“ dafür genutzt werden, mit einem Verantwortlichen für ein Kundengespräch verbunden zu werden. Je nachdem, ob bereits ein Kontakt zu einem Verantwortlichen eines Unternehmens bestand oder nicht („lukewarm calls“ versus „freezing cold calls“) unterscheiden sich

die angewandten sprachlichen Strategien – erstere sind personalisierter, indem namentlich nach dem Erstkontakt gefragt wird und auf das vorherige Gespräch verwiesen wird. Im Gegensatz dazu verfolgen Letztere das Ziel, überhaupt erst mit einem Verantwortlichen verbunden zu werden.

Projektpräsentationen

Am Nachmittag fanden die Projektpräsentationen statt, die in 15-minütigen Vorträgen mit anschließender Diskussion laufende oder geplante Projekte aus dem Bereich der Gesprächsforschung vorstellten. Darauf hinaus waren die Präsentationen nicht an das Rahmenthema der Tagung gebunden:

- **David Suderland** (Mannheim) stellte erste Ergebnisse seiner Dissertation „Praktiken des Vorlesen und Zeigen – ein Vergleich mediatisierter und nicht-mediatisierter Bewertungssequenzen in Face-to-Face-Interaktionen“ vor.
- **Katja Arens** (IDS) präsentierte in ihrem Vortrag „Strukturieren und Evaluieren im Gespräch. Lexikalische Partikeln als Ressource der Interaktionssituation“ erste Ergebnisse ihrer Dissertation am Beispiel der Partikel *gut*.

- **Sarah Torres Cajo** (IDS) sprach über „Positionierungsaktivitäten in der Interaktion“ und zeigte, wie ihr Dissertationsprojekt versucht, sprachliche Praktiken zum Zweck der Positionierung aufzudecken.
- **Isabell Neise** (IDS) führte in ihr Dissertationsprojekt „Involvementstrategien im sozialen Netzwerk Twitch“ ein und verdeutlichte aus den Affordanzen des Videoportals resultierende Beteiligungs- und Interaktionsmöglichkeiten.

Vorträge Tag 2

Den zweiten Tagungstag eröffnete **Mark Dingemanse** (Nijmegen) mit seinem Vortrag „Advances in the typology of conversational structures“. Zunächst führte er in Typologien ein, die systematische Vergleiche zwischen sprachlichen Strukturen ermöglichen, und zeigte auf, dass insbesondere Typologien konversationeller Strukturen rar seien, sich jedoch im besonderen Maß dafür eignen würden, Sprache im Kontext von Kognition, Kultur und Kommunikation zu untersuchen. Am Beispiel der fremd-initiierten Reparatur *huh* und multimedialer recruitments konnte er zeigen, dass es allgegenwärtige Praktiken zur Erreichung kommunikativer Ziele in verschiedenen Sprachen gibt.



Thomas Spranz-Fogasy erläutert Organisatorisches



Jörg Zinken und Silke Reineke beim Eröffnungsvortrag

Emma Betz, Henrike Helmer und Arnulf Deppermann (alle IDS) fokussierten in ihrem Vortrag „OKAY: Eine sprachübergreifende, komparative Studie eines Internationalismus“ den Gebrauch der Partikel *okay* und stellten erste Ergebnisse eines komparativen Projektes vor, das zum Ziel hat, das Verwendungsspektrum von *okay* in 14 unterschiedlichen Sprachen aufzuzeigen und von anderen Diskurspartikeln abzugrenzen. Sie zeigten, dass *okay* von Sprechern für das Anzeigen von Verstehen, aber auch Erwartungsdiskrepanzen verwendet wird und die Prosodie bei der Bestimmung der Funktion der Partikel eine entscheidende Rolle spielt.

Der Vortrag von **Jörg Zinken, Lorenza Mondada, Giovanni Rossi, Marja-Leena Sorjonen und Matylida Weidner** (Mannheim / Basel / Helsinki / Bydgoszcz) „PECII: Ein Parallelkorpus für die vergleichende Gesprächsforschung“ behandelte die Schwierigkeit des Aufbaus sprachvergleichender Videokorpora informeller Interaktionen, deren gemeinsamer Referenzpunkt Handlungen und Praktiken der Interaktionsteilnehmer in konkreten Aktivitäten sind. Um sprachliche Praktiken und Aktivitäten international vergleichbar zu machen, müssen die Aufnahme-Settings beispielsweise gleich aufgebaut werden (z. B. vier Personen sitzen an einem Tisch und spielen ein Brettspiel).

Giorgio Antonioli und Manuela Moroni (Trento) zeigten in ihrem Vortrag „Der Bedeutungsanteil der Intonation an der Ausführung von Frageaktivitäten im Italienischen und Deutschen“, dass informati-onssuchende und raumdeiktische Fragen in deutschen und italienischen Alltagsgesprächen, in denselben Kontexten und für gleiche kommunikative Aufgaben, eine ähnliche intonatorische Gestalt aufweisen.

Minka Džanko (Sarajevo) präsentierte in ihrem Vortrag „Pronomiale Anredeformen in Arzt-Patient-Gesprächen. Ein Vergleich im Deutschen und Bosnischen“, dass bosnische Arzt-Patient-Gespräche informeller sind als deutsche. Im Bosnischen wird häufig zwischen den pronominalen Anredeformen *du* und *Sie* gewechselt, wohingegen im Deutschen fast ausschließlich das Distanzpronomen *Sie* verwendet wird.

Simona Pekarek Doehler (Neuchâtel) präsentierte in ihrem Vortrag „Documenting change over time in interactional practices: challenges for longitudinal CA“, wie Veränderungen von Praktiken innerhalb sozialer Interaktionen durch longitudinale Studien erforscht werden können. An verschiedenen Beispielen veranschaulichte sie einerseits,

wie kollektionenbasierte longitudinale Studien aussehen können und andererseits, welche Herausforderungen sich bei der kollektionenbasierten Korpuserstellung ergeben, wenn die sequentielle Organisation der Interaktion sich zu jedem der aufgezeichneten Zeitpunkte unterscheidet.

Datensitzungen

Der Nachmittag des zweiten Tagungstages wurde durch drei parallel stattfindende Datensitzungen ergänzt, in denen Fallbeispiele aus aktuellen Forschungsprojekten unter bestimmten Forschungsaspekten gemeinsam analysiert und diskutiert wurden. Dabei ging es bei **Axel Schmidt** und **Jörg Zinken** um „Freies Spiel unter fünfjährigen und neunjährigen Kindern“, bei **Ina Kordts** um „Neu zugewanderte Schülerinnen in unterschiedlichen Schulformen“ und bei **Helga Kott-hoff** und **Falko Röhrs** um „Vergleichende Analysen schulischer Elterngespräche“.

Vorträge Tag 3

Der dritte Tag der Tagung wurde durch den Vortrag „Orchester- vs. Theaterproben: Vergleichende Überlegungen zu Instruktionen in Probenprozessen“ eingeleitet. **Monika Messner** und **Anna Wessel** (Innsbruck / Halle) verglichen Instruktionen der künstlerischen Leitungen von Schauspielensembles und Orchestern (Regisseur/innen vs. Dirigent/innen).



Das Publikum der Tagung für Gesprächsforschung

Ina Pick (Basel) stellte in ihrem Vortrag „Vergleichende Bestimmung des Handlungstyps Beraten: Theoretische Ergebnisse und methodische Implikationen“ vor, wie sich beratende Handlungen empirisch vergleichen lassen. Den Handlungstyp Beraten typologisierte sie auf der Basis einer Merkmalsmatrix. Überdies erläuterte sie den Nutzen visualisierend-quantifizierender Verfahren für zuvor erarbeitete empirisch-qualitative Ergebnisse.

Der Vortrag „Linguistische Analyse von Schmerzschilderungen bei Kindern und Jugendlichen“ von **Birte Schaller, Heike Knerich, Barbara Job, Joachim Opp** (Bielefeld / Oberhausen) führte vor, wie durch den Vergleich linguistischer Merkmale bei Schmerzbeschreibungen von Kindern und Jugendlichen, die unter Bauchschmerzen leiden, Tendenzen, ob sie an organischen oder psychosomatischen Beschwerden leiden, beschrieben und dadurch in der Folge schneller durch den behandelnden Arzt diagnostiziert werden können.

Im Hinblick auf kulturspezifische Ausprägungen kommunikativer Praktiken fragte **Susanne Günther** (Münster) in ihrem Vortrag „Facetten einer kulturvergleichenden Interaktionsforschung: Chinesische und deutsche Strategien bei

der kommunikativen Konstruktion sozialer Aktivitäten“ danach, wie in deutschen und chinesischen Kurznachrichteninteraktionen (SMS, WhatsApp und WeChat) kommunikative Praktiken, wie nominale Selbstreferenzen, zunächst sprachsystematische Ähnlichkeiten aufweisen können, die dennoch soziokulturell unterschiedlich determiniert sein können. Die Untersuchung unterstrich, dass adäquate Interpretationen schließlich nur durch den interaktionsexogenen Einbezug kulturellen Wissens möglich seien.

Die diesjährige Arbeitstagung diskutierte somit vergleichende Untersuchungen verschiedener Vergleichsparameter wie Individuen und Gruppen, Sprachen und Kulturen, Institutionen, Praktiken sowie Entwicklungspunkte in der Konversation. Die anregenden und interessanten Vorträge zeigten, dass es fruchtbar sein kann, innerhalb der Gesprächsforschung und insbesondere in Hinblick auf sprach- und kulturvergleichende Untersuchungen, die Vorgehensweise der Konversationsanalyse mit weiteren Methoden zu verbinden.

Anmerkung

¹ Aufgrund des Überblickcharakters dieses Berichtes können nicht alle Beiträge eingehend besprochen werden. Weitere Literaturhinweise und die vollständigen Abstracts der erwähnten Beiträge sind jedoch dauerhaft abrufbar unter: <www.gespraechsforschung.de>.

NACHHALTIGE POLITIK? *NACHHALTIGKEIT* UND *NACHHALTIG* IM SPIEGEL DER KOALITIONSVERTRÄGE VON 1998-2018

Der Autor ist Professor am Institut für deutsche Philologie der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Problemaufriss und Ziel

Nachhaltigkeit und *nachhaltig* haben sich in den letzten zwei Jahrzehnten als Schlüsselwörter im politischen und gesellschaftlichen Diskurs etabliert. Gleichzeitig war der Versuch verschiedener gesellschaftlicher Gruppen zu registrieren, die Semantik von *Nachhaltigkeit* und *nachhaltig* in ihrem je eigenen Sinne zu modellieren. Dieser Beitrag untersucht, inwiefern sich das in den Koalitionsvereinbarungen auf Bundesebene (auch: Koalitionsverträgen) von 1998 bis 2018 spiegelte.

Der Koalitionsvertrag als dynamische Textsorte¹

Nach der Bundestagswahl 2017 verstrich eine lange Zeit, bevor eine neue Bundesregierung ins Amt kam. Das hat dazu beigetragen, dass Sondierungs- und Koalitionsverhandlungen ungewöhnlich lange und intensiv Thema in der Öffentlichkeit waren. Schließlich stand der Koalitionsvertrag für die Bildung einer neuen ‚großen‘ Koalition aus CDU, SPD und CSU noch zusätzlich im Fokus, weil die #NoGroKo-Initiative in der SPD medienwirksam wie erfolglos für ein „Nein“ zum Koalitionsvertrag in der SPD-Mitgliederabstimmung kämpfte.

DIE ERSTEN KOALITIONSVEREINBARUNGEN WAREN NICHT FÜR DIE ÖFFENTLICHKEIT BESTIMMT

Zweifelsohne hat die öffentliche Bedeutung von Koalitionsverträgen über die Jahrzehnte hinweg zugenommen. Für die wissenschaftlichen Dienste des Bundestages definiert Georgii (2009) die Textsorte so, dass sie „in der Regel aus einer Präambel, den Zielen und Inhalten gemeinsamer Politik, Personal- und Ressortentscheidungen sowie prozeduralen Absprachen“ bestehe, wobei ihre Form – mündlich oder schriftlich – prinzipiell nicht vorgegeben sei. Rechtsnatur und Verbindlichkeit seien umstritten, so Georgii. Sie würden teils als Verfassungsverträge, teils als „politische Geschäftsgrundlage“ (ebd.) für die Regierungsarbeit charakterisiert. Sie seien aber vor allem „gerichtlich nicht einklagbar“ (ebd.). Das veranlasste z. B. Ferdinand Knauf (2018) in der Wirtschaftswoche zur Aussage, schon der Begriff ‚Koalitionsvertrag‘ sei eine Anmaßung: „Vor keinem Gericht kann sich irgendjemand auf das hier

Vereinbarte berufen. [...] Es handelt sich um nichts als eine schriftlich festgehaltene Absichtserklärung von Koalitionsparteien.“ (Knauf 2018)

Georgii (2009) hingegen schätzt die Bedeutung von Koalitionsverträgen als so wichtig ein, dass „ein legitimes Interesse der Öffentlichkeit an der Kenntnis des Inhalts“ bestehe. So sind beispielsweise noch 1957 zwischen CDU / CSU und Deutscher Partei (DP) „Koalitionsvereinbarungen“ geschlossen worden, die nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren. Auf der Webseite der Konrad-Adenauer-Stiftung ist ein Exemplar aus dem Nachlass des damaligen DP-Politikers und Bundesministers Hans-Joachim von Merkatz zu sehen (CDU / CSU / DP 1957). Der Koalitionsvertrag von 1961 landete wohl nur durch ein ‚Leak‘ in der Presse. Von da an wurde es zur Regel, Koalitionsvereinbarungen auch zu publizieren.

Frühere Koalitionsvereinbarungen auf Bundesebene unterschieden sich stilistisch deutlich von ihren heutigen Entsprechungen. Die schwarz-gelbe Koalition von 1983 hielt ihr Programm zum Beispiel lapidar in Stichpunkten fest, z. B.:

- (1) Beiträge für Rentenversicherung bleiben bei 18,5% ab 1. Januar 1984 (CDU / CSU / FDP 1983, S. 4)

KOALITIONSVERTRÄGE SIND EINE DYNAMISCHE TEXTSORTE – VOR ALLEM HINSICHTLICH IHRES UMFANGS

Heute stehen die Koalitionsverträge im Brennpunkt einer oft hektischen bis hysterischen, in jedem Fall aber umfangreichen thematischen Auseinandersetzung in der Öffentlichkeit. Die Verfasser scheinen mit ihren Texten bestimmte Erwartungen erfüllen zu wollen, die Knauf (2018) allerdings zu einer heftigen Kritik am Formulierungsstil veranlassen: „Wer außerdem erwähnen zu müssen glaubt, dass man ‚eine stabile und handlungsfähige Regierung bilden‘ wolle, ‚die das Richtige tut‘, scheint selbst nicht sonderlich überzeugt zu sein von diesem eigentlich selbstverständlichen Anspruch, den doch jede Regierung haben sollte.“

Regierung / Jahr	Titel	Wörter ²
SPD / Grüne 1998	Aufbruch und Erneuerung – Deutschlands Weg ins 21. Jahrhundert	16568
SPD / Grüne 2002	Erneuerung – Gerechtigkeit – Nachhaltigkeit	27216
CDU / CSU / SPD 2005	Gemeinsam für Deutschland – Mit Mut und Menschlichkeit	51596
CDU / CSU / FDP 2009	Wachstum. Bildung. Zusammenhalt.	42337
CDU / CSU / SPD 2013	Deutschlands Zukunft gestalten	63363
CDU / CSU / SPD 2018	Ein neuer Aufbruch für Europa – Eine neue Dynamik für Deutschland – Ein neuer Zusammenhalt für unser Land	62834

Tab. 1: Titel und Umfang der Koalitionsverträge seit 1998

Bis in die 80er Jahre hinein umfassten Koalitionsverträge rund zehn Seiten. Die tabellarische Übersicht über die hier untersuchten Verträge von 1998 bis 2018 zeigt, wie stark der Umfang allein in diesem Zeitraum gestiegen ist (siehe Tab. 1).

Das ist die erste Auffälligkeit in dieser Übersicht: Seit 1998 hat sich der Umfang fast vervierfacht (siehe Abb. 1). Das kann auf das Bedürfnis der verhandelnden Parteien zurückzuführen sein, möglichst viele Inhalte und Aufgaben festzulegen und Einigungen festzuhalten. Andere mögliche Gründe sind der Umstand, dass Kommunikation immer deutlicher als Hauptgeschäft der Politik begriffen wird, oder aber die nicht nur in der Politik zu verzeichnende Tendenz, im Zuge neuer technischer Möglichkeiten immer größere Textmengen zu generieren.

Die Titel sind durchaus als programmatischer Anspruch zu verstehen, auf den sich die Parteien mit ihren mitunter divergierenden Strömungen einigen konnten. Sie wirken mal mehr, mal weniger ambitioniert. Auffällig ist dabei zweitens, dass gleich dreimal im Titel Dreierfiguren auftauchen (SPD / Grüne 2002; CDU / CSU / FDP 2009; CDU / CSU / SPD 2018; zur Bedeutung dieser Dreierfigur: z. B. Feilke 2010). Die Dreierfigur von 2018 versammelt zudem nicht nur einzelne Begriffe, sondern parallel gesetzte Syntagmen. Diese Formel wirkt m. E. sprachlich besonders ambitioniert – sie ist wohl als Reaktion auf die Diskussionen um den Zustand von Demokratie und Gesellschaft in der Zeit des „Postfaktischen“ zu deuten.

DER TITEL VON 2018 GREIFT DEN ROT-GRÜNEN TOPOS DER ERNEUERUNG WIEDER AUF

Eine dritte Auffälligkeit ist, dass der Topos der Erneuerung von den rot-grünen Koalitionen 1998 und 2002 genutzt wurde und dann in der Versenkung verschwand, um nun mit der großen Koalition von 2018 wieder aufzutauchen. Es wird sich zeigen, ob sich die-

ser sprachlich greifbare programmatische Anspruch in Politik umsetzt. Der Titel des Koalitionsvertrags scheint sich jedenfalls mit aller Kraft gegen den oft erhobenen Vorwurf zu stemmen, eine neue große Koalition bedeute nur vier Jahre „Weiter so!“.

Schließlich betrifft eine letzte Auffälligkeit das Lemma, dessen Verwendung im Folgenden untersucht werden soll: Im Jahr 2002 wurde ‚Nachhaltigkeit‘ zu einem Bestandteil des Vertragstitels erhoben. Glausch (2016, S. 435) schrieb im Fazit ihrer Studie über Nachhaltigkeit in der Unternehmenskommunikation, es habe im „Nachhaltigkeitsdiskurs eine besondere Tragweite, wie mittels Sprache Wirklichkeit und Wissen sowohl abgebildet als auch weiter geformt werden“. Es liegt deswegen auf der Hand zu untersuchen, mit welchen Bedeutungen *nachhaltig* und *Nachhaltigkeit* in den Koalitionsverträgen der letzten zwei Jahrzehnte verwendet werden.

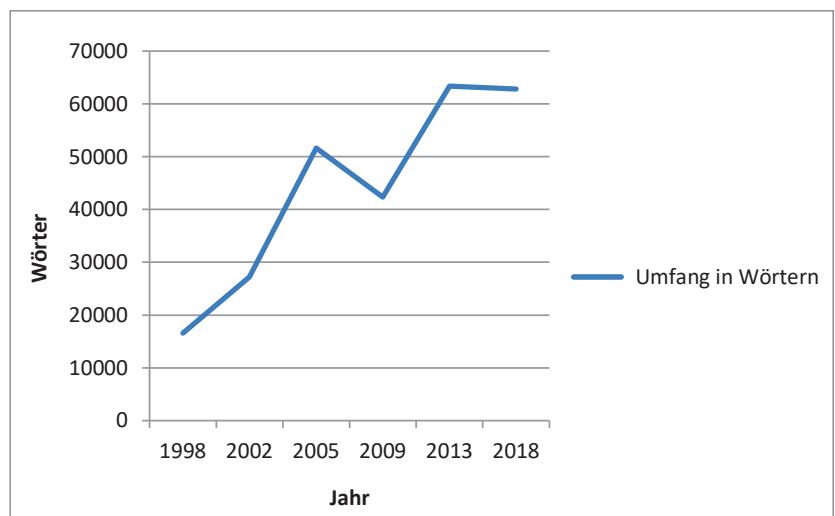


Abb. 1: Umfang der Koalitionsverträge in Wörtern

Die nationale Umweltpolitik muß durch internationale, insbesondere europäische Regelungen flankiert werden. Dabei wird eine nachhaltige Entwicklung angestrebt. Umweltprojekte in anderen Staaten, insbesondere in den Entwicklungsländern, werden unterstützt, um drohende Umweltschäden zu vermeiden und eine Umweltsanierung zu ermöglichen. Es werden energisch Verbesserungen des Sicherheitsstandards der Kernkraftwerke in den Staaten Mittel- und Osteuropas durch fachliche Unterstützung und neue Initiativen zur Finanzierung im Rahmen der internationalen Zusammenarbeit angestrebt.

Bereits im schwarz-gelben Koalitionsvertrag von 1994 findet sich ein Beleg für „nachhaltige Entwicklung“. Ein Scan des maschinengeschriebenen Texts ist auf den Seiten der Konrad-Adenauer-Stiftung abrufbar und heißt offiziell „Koalitionsvereinbarungen“.

Schlüsselwörter im politischen und gesellschaftlichen Diskurs

Wenn man analysiert, wie das Adjektiv *nachhaltig* und die Ableitung *Nachhaltigkeit* verwendet werden, kann man im Wesentlichen drei Felder anordnen (ausführlich vgl. Rödel 2013):

- Erstens in einer Bedeutung im Sinne von 'dauerhaft anhalten'. Man könnte sie die 'traditionelle', 'klassische' oder mit Grober (2010, S. 17) auch die 'alltagssprachliche' Bedeutung nennen.
- Zweitens als fachsprachlicher Begriff im Sprachgebrauch der Forstwirtschaft.
- Drittens im politisch-öffentlichen Sprachgebrauch, entstanden aus einer Übertragung aus der Forstwirtschaft („nachhaltende Nutzung“ bei Hanns von Carlowitz 1713) in den ökologisch dominierten globalen Diskurs. Man könnte hier von einer 'modernen', 'ökologischen' oder neutraler 'politischen' Bedeutung sprechen. Pies (2006) bezeichnet 'Nachhaltigkeit' in diesem Kontext als den ersten kosmopolitischen Begriff der Menschheitsgeschichte sui generis.

DIE BEDEUTUNG VON *NACHHALTIG* IST ZWISCHEN 'DAUERHAFT' UND EINEM ÖKOLOGISCHEN PRINZIP ANZUSIEDELN

Genau diese dritte Verwendungsweise ist es, die im Zusammenhang mit den Koalitionsverträgen besonders interessant ist. Im Duden-Universalwörterbuch (2011) ist sie folgendermaßen definiert:

- (2) *nachhaltig* = (Ökol.) auf *Nachhaltigkeit* beruhend
Nachhaltigkeit = (Ökol.) Prinzip, nachdem nicht mehr verbraucht werden darf, als jeweils nachwachsen, sich regenerieren, künftig wieder bereitgestellt werden kann.

Allgemein ist zu registrieren, dass mit dem Adjektiv *nachhaltig* häufiger die Vorstellung von 'dauerhaft' verknüpft, das Substantiv *Nachhaltigkeit* aber meist mit einer ökologischen Konnotation im Sinne von (2) verwendet wird (Rödel 2013, S. 125).

Aus sprachkritischer Sicht sind der Verwendung der beiden Wörter zwei Probleme zu attestieren. Das erste ist unter dem Label „Greenwashing“ zu fassen: Parteien oder Wirtschaftsunternehmen beschreiben etwas als *nachhaltig* und geben sich damit einen 'grünen' Anstrich, ohne dass bei genauerem Hinsehen hinter dieser Beschreibung eine sachliche Substanz zu erkennen wäre. Die Verwendung von *Nachhaltigkeit* in einer Selbstdarstellung von BMW schätzten z. B. nur 5 von 31 Testpersonen in einer Befragung als „überzeugend“ ein (vgl. Rödel 2013).

DIE KARRIERE VON *NACHHALTIGKEIT* IN ÖKONOMISCHEN KONTEXTEN IST MESSBAR

Das zweite Problem ist, dass sich die Semantik von *Nachhaltigkeit* verändert, weil der Begriff immer häufiger in einem Kontext verwendet wird, der keine ökologische Konnotation mehr aufweist – also nicht mehr durch die Beschreibung aus dem Duden-Universalwörterbuch (2011) gedeckt wird. Besonders prominent in diesem Zusammenhang ist die Kollokation *nachhaltiges Wachstum*, die Wengeler (2008) bei der Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft (INSM) analysiert. Henn-Mennesheimer et. al. (2012, S. 179) stellten bei einer Analyse des Sprachgebrauchs der Süddeutschen Zeitung fest, dass *Nachhaltigkeit* seine Karriere vor allem im Wirtschaftsteil gemacht hat. In der Ökonomie wird von „ökonomischer Nachhaltigkeit“ gesprochen (z. B. bei Wagner (2017, S. 44): „Fiscal sustainability als ökonomische Nachhaltigkeit“).

METAPHORISCHE VERSCHIEBUNGEN IN DIE FINANZPOLITIK GAB ES SCHON 2002

Wenn man davon ausgeht, dass die Karriere von *Nachhaltigkeit* mit dem Weltgipfel von Rio (1992) und mit einer stark ausgeprägten ökologischen Komponente durchstartete (vgl. Rödel 2013), dann sind diese Verschiebungen in der Semantik schon sehr früh festzustellen. Symptomatisch ist folgender Beleg aus dem Koalitionsvertrag von 2002:

- (3) *Nachhaltigkeit*. Der Erhalt der natürlichen Lebensgrundlagen ist die Voraussetzung zur dauerhaften Sicherung von Gerechtigkeit und Wachstum. Ökonomie und Ökologie gehören für uns zusammen. Nachhaltigkeit in der Finanzpolitik sichert die Handlungsfähigkeit des Staates heute und morgen. (SPD / Grüne 2002, S. 7)

Während die erste Erwähnung in (3) genau der Definition aus dem Duden-Universalwörterbuch (2011; vgl. 2) entspricht, wird *Nachhaltigkeit* bei der zweiten Nennung in den Zusammenhang der Finanzpolitik übertragen, die eine solche Deutung ausschließt.

Die folgende Auswertung will nun gegenüberstellen, wie häufig die Wörter *nachhaltig* und *Nachhaltigkeit* in den Koalitionsverträgen von 1998 bis heute in ihrer ursprünglichen politischen Bedeutung (vgl. 2) verwendet werden – und wie häufig sie auf andere Gegenstandsbereiche übertragen oder als bloße ‚Modewörter‘ verwendet werden. So wird *nachhaltig* in (4) – im Gegensatz zu (5) und (6) – lediglich als Synonym für *dauerhaft* verwendet: [Hervorh. M. Rödel]

- (4) Die **nachhaltige** Finanzierung der Nationalen Anti Doping Agentur (NADA) stellen wir sicher. (CDU / CSU / SPD 2013, S. 138)
- (5) CDU, CSU und SPD wollen eine **nachhaltige** Entwicklung. Eine intakte Natur, reine Luft und saubere Gewässer sind Voraussetzungen für hohe Lebensqualität. Wir betrachten den Umweltschutz als gemeinsame Aufgabe von Staat, Bürgern und Wirtschaft. (CDU / CSU / SPD 2005, S. 17)
- (6) In den besonders betroffenen Städten wollen wir aus dem Fonds ‚**Nachhaltige** Mobilität für die Stadt‘ Mobilitätspläne zur Schadstoffreduktion sowie die darin verankerten Maßnahmen fördern. Das Sofortprogramm ‚Saubere Luft 2017-2020‘ wollen wir forschreiben. (CDU / CSU / SPD 2018, S. 76)

Gesucht wurde dabei nach allen Flexionsformen. Separat gezählt und nicht für die Auswertung herangezogen wurden jene Belege, bei denen im Kontext nicht klar festzustellen war, in welcher Bedeutung das untersuchte Wort verwendet wird, z. B.:

- (7) Eigentümergeführte Familienunternehmen stehen für **nachhaltiges** Denken, gesellschaftlichen Zusammenhalt und solides Wirtschaften. Auf dieser Stärke müssen wir aufbauen. Wir wollen die Rahmenbedingungen für Mittelstand, Handwerk, Handel und Freie Berufe verbessern, Selbständigkeit attraktiver machen und eine neue Gründerdynamik anstoßen. (CDU / CSU / FDP 2009, S. 24)

Außerdem separiert wurden die Belege wie (8), die *nachhaltig* in adverbialer Verwendung zeigen. Sie weisen durchgehend die alltagssprachliche Bedeutung auf und wirken in aller Regel verstärkend.



Die Stadt Freiberg ehrt Hanns-Carl von Carlowitz mit jenem Zitat, das als Ursprung der forstwirtschaftlichen Verwendung des Worts *nachhaltend* gilt.



- (8) Umfassende Technologieoffenheit in der Forschungsförderung ist ein wichtiges Grundprinzip unserer Forschungspolitik. Den Transfer wollen wir als zentrale Säule unseres Forschungs- und Innovationssystems **nachhaltig** stärken und substantielle Steigerungen erreichen. (CDU / CSU / SPD 2018, S. 34)

Analysen der Belege in den Koalitionsverträgen 1998-2018

In den untersuchten Koalitionsverträgen von 1998 bis 2018 wurde nun also ausgewertet, wie viele klar zu dekodierende Belege in ihrer ursprünglichen politischen Bedeutung verwendet werden, wie sie im Duden-Universalwörterbuch (2011) aufgeführt ist (siehe (2)).

Tabelle 2 zeigt die Verwendung der Wörter *Nachhaltigkeit* sowie mit *Nachhaltigkeit* gebildeter Komposita (v. a. *Nachhaltigkeitsstrategie*, *Nachhaltigkeitsziele*, *Nachhaltigkeitskriterien*). Dass ein Großteil dieser substantivischen Belege die ökologische Komponente der Semantik aufweist (siehe oben), bestätigt sich bei dieser Untersuchung.

Erstens zeigt sich, dass die Zahl der Belege seit 2005 konstant bleibt, obwohl der Umfang der Verträge zugenommen hat. Eine Ballung wie im Jahr 2002, als es *Nachhaltigkeit* sogar in den Titel schaffte (SPD / Grüne 2002), ist im Anschluss nicht mehr zu verzeichnen. Das könnte als ein kleiner Hinweis darauf gewertet werden, dass das Konzept ‚Nachhaltigkeit‘ in der Politik zumindest nicht an Bedeutung gewonnen hat.

DAS ÖKOLOGISCHE PRINZIP DER NACHHALTIGKEIT IST IN DEN KOALITIONSVERTRÄGEN VON 2005 UND 2009 SELTENER ERKENNBAR

Es gibt aber auch eine gegenläufige Tendenz, die vor allem aus linguistischer Perspektive zu registrieren ist: Nach einem Tiefpunkt in den Koalitionsverträgen von 2005 (große Koalition) und 2009 (schwarz-gelbe Koalition) steigt der Anteil der Belege wieder an, die den Begriff in der Bedeutung verwenden, in der er in Folge des Weltgipfels von Rio 1992 seine politische Karriere begonnen hat.

Im Koalitionsvertrag von 2009 findet sich z. B. in (9) ein Beleg, den man durchaus als Versuch einer Umdeutung der Semantik von *Nachhaltigkeit* lesen kann:

- (9) Wir werden uns für einen koordinierten, [sic!] Ausbau der Flughafeninfrastruktur einsetzen. Neben einer Kapazitätsentwicklung der Flughäfen wer-

Jahr	Anteil der Belege mit Bedeutung als ökol. Prinzip (gerundet) ³	Anzahl der klar einer Bedeutung zuzuordnenden Belege	n (alle auffindbaren Belege)
1998	7 (100 %)	7	7
2002	17 (94,44 %)	18	21
2005	8 (66,67 %)	12	12
2009	7 (70,00 %)	10	11
2013	9 (90,00 %)	10	10
2018	11 (100 %)	11	11

Tab. 2: Vorkommen von *Nachhaltigkeit* sowie mit *Nachhaltigkeit* gebildete Komposita (und entsprechenden Flexionsformen)



den wir insbesondere international wettbewerbsfähige Betriebszeiten sicherstellen. Die dazu erforderliche Präzisierung im Luftverkehrsgesetz soll eine gleichberechtigte und konsequente **Nachhaltigkeitsabwägung** von wirtschaftlichen, betrieblichen und dem Lärmschutz geschuldeten Erfordernissen auch bei Nachtflügen sicherstellen. Die Wahrung des öffentlichen Erschließungsinteresses der Bundesrepublik Deutschland ist dabei zu gewährleisten. (CDU / CSU / FDP 2009, S. 38)

Eine solche Tendenz, *Nachhaltigkeit* – alleine oder in Komposita – inhaltsleer und in dem Wort eigentlich fremden Kontexten zu verwenden, ist in den Verträgen von 2013 und 2018 nicht mehr festzustellen. Der aktuelle Koalitionsvertrag erreicht sogar wieder den Stand von 1998: Alle Belege sind der Bedeutung zuzuweisen, die auch das Universalwörterbuch (Duden 2011) beschreibt.

DAS ADJEKTIV *NACHHALTIG* KOMMT WESENTLICH HÄUFIGER VOR ALS DAS SUBSTANTIV *NACHHALTIGKEIT*

Interessant ist nun, dass sich diese Beobachtungen auch bei der Auswertung des Adjektivs *nachhaltig* bestätigen – samt der bekannten, oben referierten Einschränkung, dass das Adjektiv auch häufig im Sinne von ‚dauerhaft‘ Verwendung findet (siehe Tab. 3).

Auch hier zeigt sich also, dass der Vertrag von 1998 *nachhaltig* am eindeutigsten in seiner ursprünglichen politischen Bedeutung verwendet hat. Schon in diesem Vertrag machen aber andere Belege mehr als ein Drittel aus, z. B. im Sinne von ‚dauerhaft‘ oder ‚effektiv‘ (10). Dass auch die Übertragung auf wirtschaftliche Zusammenhänge in den rot-grünen Verträgen von 1998 und 2002 schon in Mode war, zeigt (11).

- (10) Harmonisierung der Asyl-, Flüchtlings- und Migrationspolitik (Schwerpunkte: Bekämpfung illegaler Einwanderung – insbesondere Schleuserkriminalität –, gerechte Lastenverteilung unter Berücksichtigung der Kommissionsvorschläge, **nachhaltige** Bekämpfung der Fluchtursachen). (SPD / Grüne 1998, Kap. IX. 6)
- (11) Die Stärkung und der Ausbau des europäischen Gesellschafts- und Sozialmodells bleibt unser zentrales Ziel. Durch die Schaffung der Voraussetzungen für ein dauerhaftes, **nachhaltiges** und beschäftigungsintensives Wirtschaftswachstum soll Europa in den nächsten zehn Jahren zum dyna-

Jahr	Anteil der Belege mit Bedeutung als ökol. Prinzip (gerundet) ⁴	Anzahl der klar einer Bedeutung zuzuordnenden Belege	n (alle auffindbaren Belege)
1998	8 (61,54 %)	13	15
2002	26 (60,47 %)	43	48
2005	17 (47,22 %)	36	39
2009	8 (18,60 %)	43	51
2013	15 (34,09 %)	44	52
2018	21 (51,22 %)	41	49

Tab. 3: Vorkommen von *nachhaltig* (und entsprechenden Flexionsformen)



mischsten Wirtschaftsraum der Welt werden. Dabei muss das solidarische europäische Sozialstaatsmodell erhalten und weiterentwickelt werden. (SPD / Grüne 2002, S. 80)

DIE DISTRIBUTION VON *NACHHALTIG* UND *NACHHALTIGKEIT* ENTWICKELT SICH PARALLEL

Einen klar erkennbaren Tiefpunkt durchläuft diese Verwendungsstatistik mit dem schwarz-gelben Koalitionsvertrag von 2009, bevor 2018 wieder ein Stand erreicht ist, in der knapp mehr als die Hälfte der Belege jene ökologische Komponente aufweist. Insgesamt bleibt die Zahl der Belege seit 2002 in etwa konstant – trotz der deutlichen Zunahme des Gesamtumfangs. Es bestätigt sich damit die Beobachtung, die auch bei der Analyse von *Nachhaltigkeit* zu machen war. Abbildung 2 zeigt, dass sich die Verwendung von *nachhaltig* und *Nachhaltigkeit* parallel entwickelt.

Der folgende Beleg aus dem Vertrag von 2018 zeigt sogar explizit, dass im Themenbereich Wirtschaft die gängige Kollokation *nachhaltiges Wachstum* vermieden wird, die z. B. bei Wengeler (2008, S. 105f.) schon im Fokus der Sprachkritik stand. Er registrierte, dass *nachhaltiges Wachstum* in den Dokumenten der Initiative

Neue Soziale Marktwirtschaft (INSM) lediglich synonym zu „dynamisches und stabiles Wachstum“ (Wengeler 2008, S. 106) gebraucht werde, ähnlich wie das häufig in Wahlprogrammen für die Bundestagswahl 2005 der Fall war (vgl. Rödel 2005). Stattdessen wird nun das Attribut *wachstumsorientiert* gesetzt.

(12) Notwendig ist eine zukunftsorientierte Industriepolitik für die Transformation in eine digitale, **nachhaltige** und wachstumsorientierte Wirtschaft und Gesellschaft. Um die ehrgeizigen umwelt- und klimaschutzpolitischen Ziele zu erreichen, brauchen wir moderne Produkte und Verfahren (CDU / CSU / SPD 2018, S. 56).

Während sich die Kollokation *nachhaltiges Wachstum* positive Konnotationen aus dem Nachhaltigkeitsdiskurs zunutze macht, um doch meist nur auf ein stabiles Wachstum zu rekurrieren, wird jene Semantik in (12) durch das klarere (und, bezogen auf den Sprachgebrauch, ehrlichere) *wachstumsorientiert* ersetzt und vom Attribut *nachhaltig* flankiert. Dieser Sprachgebrauch kann also als sensibler im Bezug auf die mit dem Adjektiv *nachhaltig* verknüpften Prinzipien und Inhalte eingeschätzt werden.

Fazit und Ausblick

Die Ergebnisse für das Substantiv *Nachhaltigkeit* und seine Zusammensetzungen sowie für das Adjektiv *nachhaltig* decken sich weitgehend. Das ist ein gewichtiges Indiz dafür, dass es sich bei den Beobachtungen nicht um Zufallsbefunde handelt. Man kann die Ergebnisse so deuten, dass sich zwischenzeitliche Versuche, die Semantik von *Nachhaltigkeit* stärker mit ökonomischer Perspektive zu entwickeln, nicht durchgesetzt haben.

PROMINENTER STATUS BEI ROT-GRÜN – RECHT SELTENE VERWENDUNG BEI SCHWARZ-GELB

Zwei Einschränkungen sind aber zu machen:

- Erstens haben die Akteure gewechselt, die die Koalitionsverträge ausgehandelt und dann geschrieben haben. Der auffällige Einschnitt von 2009 fällt zu-

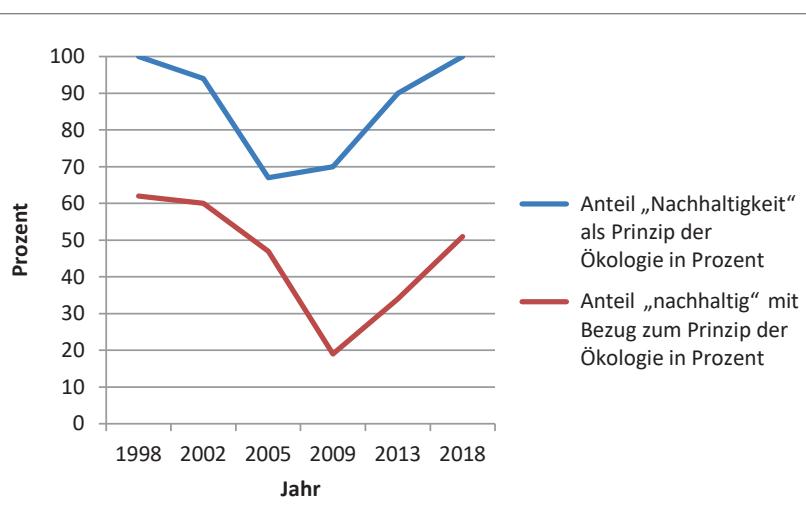


Abb. 2: Vergleich der Verwendung von *Nachhaltigkeit* und *nachhaltig*

sammen mit der Regierungsbeteiligung der FDP, die das Zusammenspiel von Nachhaltigkeits- und Wirtschaftspolitik anders definiert als das z. B. die rot-grünen Regierungen von 1998 und 2002 getan haben. Dass der Vertrag trotzdem umfangreich auf die untersuchten Wörter zurückgreift, deutet aber darauf hin, dass man zumindest an der Wirkmächtigkeit der Wörter partizipieren wollte.

SENSIBILISIERUNG IM SPRACHGEBRAUCH ODER SCHLICHT SINKENDE RELEVANZ?

- Zweitens wurden hier natürlich nur Koalitionsverträge untersucht. Es kann durchaus sein, dass sich diese Tendenzen in anderen Textsorten nicht finden werden. Aber es gibt Indizien dafür, dass eine gewisse Sensibilisierung im Sprachgebrauch von *Nachhaltigkeit* um sich gegriffen hat. Grober (2010) kam ohnehin zu dem Ergebnis, dass trotz aller Kritik an der Begriffsverwendung die zentrale Stellung des Wortes erhalten bleiben wird: „In diesem Wort ist alles enthalten, worauf es ankommt“ (2010, S. 280). Verantwortlich dafür macht er „Gravität“ und „Elastizität“, die dem Begriff gleichermaßen eingeschrieben seien. Die Gravität beziehe er aus seiner existenziellen Perspektive, die Elastizität aus der „Möglichkeit, seine Substanz erfolgreich den jeweiligen Bedingungen anzupassen“ (ebd.). Gansel (2011, S. 104ff.) hat bei der Analyse der Nachhaltigkeitsberichte eines Kreuzfahrtunternehmens gezeigt, wie das Unternehmen durch die Repräsentation ökologischer Aspekte in dieser Textsorte mehr Glaubwürdigkeit erlangt. Und Glausch (2016, S. 313) kommt zum Ergebnis, dass die Kollokation *nachhaltige Entwicklung* in der Nachhaltigkeitskommunikation von Unternehmen die etablierteste Wendung mit dem Lexem *nachhaltig* sei. Diese Kollokation ist in der Regel klar ökologisch konnotiert. *Nachhaltig wirtschaften* oder *nachhaltige Lösungen* sind nach Glausch (ebd.) bei weniger als der Hälfte der Unternehmen vertreten.

Wo könnten Gründe für diese mögliche Sensibilisierung im Sprachgebrauch liegen? Die zunehmend kritische Beobachtung des Sprachgebrauchs (dokumentiert in Rödel 2013) kann dazu ebenso beigetragen haben wie der Umstand, dass das Prinzip nachhaltigen Handelns, also nicht mehr zu verbrauchen, als künftig wieder bereitgestellt werden kann, in Politik und Ökonomie keinen Siegeszug angetreten hat – und deswegen als weniger wichtig erachtet wird. Blickt man auf die absoluten Verwendungszahlen von *Nachhaltigkeit* (und deren Komposita) und *nachhaltig*, zeigt sich, dass diese trotz der steigenden Umfänge der Koalitionsverträge zumindest seit 2002 weitgehend konstant blieben (vgl. Abb. 3). Setzt man nun jene Belege, die tatsächlich die engere Semantik mit Bezug auf das ökologische Prinzip bedienen, in Relation zum Umfang der Koalitionsverträge wie in Abbildung 4, dann scheint sich die sinkende Relevanz noch deutlicher zu zeigen.



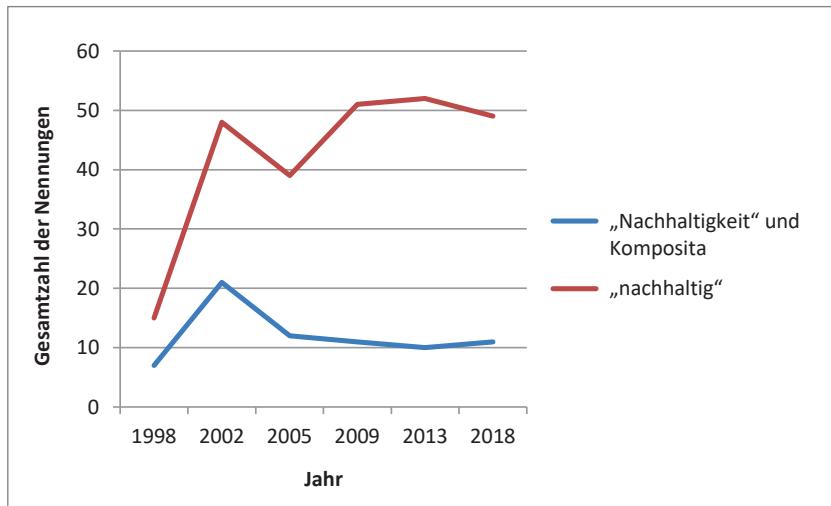


Abb. 3: Entwicklung der absoluten Verwendungszahlen

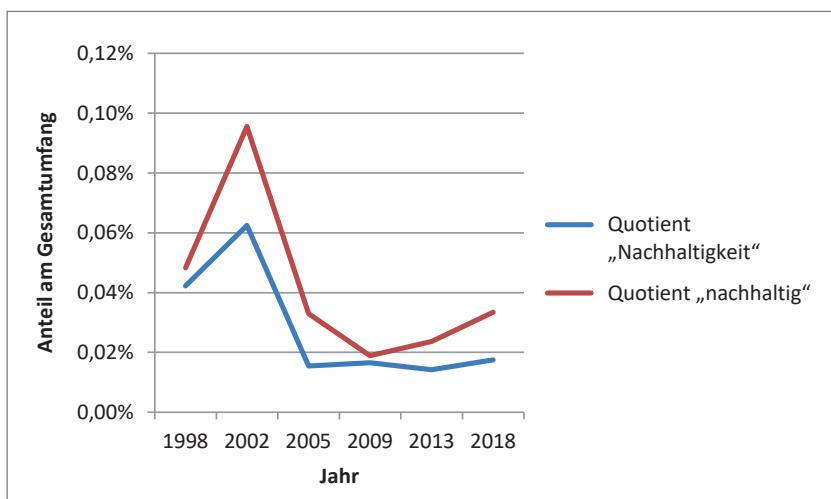


Abb. 4: Entwicklung des Anteils der Verwendung in der Bedeutung als „ökologisches Prinzip“ am Gesamtumfang des Koalitionsvertrags

Möglich ist aber auch, dass internationale Vorgaben den nationalen Sprachgebrauch – gerade in der Politik und damit auch im Koalitionsvertrag – entscheidend beeinflussen. Die am 25. September 2015 auf dem „Weltgipfel für nachhaltige Entwicklung“ von der Generalversammlung der Vereinten Nationen verabschiedeten 17 Ziele für nachhaltige Entwicklung sind sehr stark von dem Geist durchzogen, der auch den Weltgipfel von Rio geprägt hat. Unter Umständen haben sie den Anstoß gegeben für einen sensibleren Sprachgebrauch. ■

Anmerkungen

- ¹ Für die wertvolle Unterstützung bei der Belegsammlung danke ich meiner studentischen Hilfskraft Lisa Lorenz; für wertvolle Anmerkungen der Redaktion des SPRACHREPORTS.
- ² Inkl. Titel, Fußnoten, Anhang, Nachbemerkungen.
- ³ Das Ergebnis wurde berechnet aus dem Quotienten des Anteils der Belege mit Bedeutung als ökologisches Prinzip und der Anzahl aller klar einer Bedeutung zuzuordnenden Belege.
- ⁴ Zur Berechnung des Ergebnisses siehe Anmerkung 3.

Literatur

- Carlowitz, Hanns Carl v. (1713): *Sylvicultura oeconomica – Anweisung zur wilden Baumzucht*. Leipzig. (Reprint der Erstausgabe, Freiberg 2000).
- CDU / CSU / DP (1957): Koalitionsvereinbarungen 1957. <www.kas.de/upload/ACDP/CDU/Koalitionsverträge/Koalitionsvertrag1957.pdf> (Stand: 6.3.2018).
- CDU / CSU / FDP (1983): Wortlaut der Koalitionsvereinbarungen. <www.kas.de/wf/doc/kas_26423-544-1-30.pdf?110826092511> (Stand: 6.3.2018).
- CDU / CSU / FDP (2009): Wachstum. Bildung. Zusammenhalt. Der Koalitionsvertrag zwischen CDU, CSU und FDP. <www.kas.de/upload/ACDP/CDU/Koalitionsverträge/Koalitionsvertrag2009.pdf> (Stand: 6.3.2018).

- CDU / CSU / SPD (2005): Gemeinsam für Deutschland. Mit Mut und Menschlichkeit. Koalitionsvertrag von CDU, CSU und SPD. <www.bundesregierung.de/Content/DE/_Anlagen/koalitionsvertrag.pdf?__blob=publicationFile&v=2> (Stand: 6.3.2018).
- CDU / CSU / SPD (2013): Deutschlands Zukunft gestalten. Koalitionsvertrag zwischen CDU, CSU und SPD. <www.bundesregierung.de/Content/DE/_Anlagen/2013/2013-12-17-koalitionsvertrag.pdf?__blob=publicationFile> (Stand: 6.3.2018).
- CDU / CSU / SPD (2018): Ein neuer Aufbruch für Europa. Eine neue Dynamik für Deutschland. Ein neuer Zusammenhalt für unser Land. Koalitionsvertrag zwischen CDU, CSU und SPD. <www.cdu.de/system/tdf/media/dokumente/koalitionsvertrag_2018.pdf?file=1> (Stand: 6.3.2018).
- Duden-Universalwörterbuch (2011). 7. Aufl. Mannheim u. a.: Dudenverlag.
- Feilke, Helmuth (2010): „Aller guten Dinge sind drei“ – Überlegungen zu Textroutinen & literalen Prozeduren. In: Fest-Platte für Gerd Fritz. <www.fest-schrift-gerd-fritz.de/files/feilke_2010_literale-prozeduren-und-textroutinen.pdf> (Stand: 6.3.2018).
- Gansel, Christina (2011): Textsortenlinguistik. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Georgii, Harald (2009): Aktueller Begriff Koalitionsverhandlungen – Koalitionsvertrag. <www.bundestag.de/blob/190822/3730cea674a14ff42defd91a8f2d57c1/koalitionsverhandlungen_-koalitionsvertrag-data.pdf> (Stand: 6.3.2018).
- Glausch, Daniela (2016): Nachhaltigkeitskommunikation im Sprachvergleich. Wie deutsche und italienische Unternehmen zum Thema Nachhaltigkeit kommunizieren. Wiesbaden: Springer.
- Grober, Ulrich (2010): Die Entdeckung der Nachhaltigkeit. Kulturgeschichte eines Begriffs. München: Kunstmann.
- Henn-Memmesheimer, Beate / Bahlo, Christine / Eggers, Ernst / Mkhitaryan, Samvel (2012): Zur Dynamik eines Sprachbildes: nachhaltig. In: Hansen-Kokoruš, Renate / Henn-Memmesheimer, Beate / Seybert, Gislinde (Hg.): Sprachbilder und kulturelle Kontexte. Eine deutsch-russische Fachtagung. St. Ingbert: Röhrig, S. 159-187.
- Knauß, Ferdinand (2018): Inflation der Politik. <www.wiwo.de/politik/deutschland/knauss-kontert-voellig-verzichtbar/20947324.html> (Stand: 6.3.2018).
- Pies, Ingo (2006): Nachhaltigkeit: eine semantische Innovation von welthistorischer Bedeutung. Diskussionspapier des Lehrstuhls für Wirtschaftsethik an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg.
- Rödel, Michael (2005): Nachhaltigkeit – Karriere eines Schlüsselworts. In: Der Sprachdienst 49, 5-6, S. 156-161.
- Rödel, Michael (2013): Die Invasion der „Nachhaltigkeit“. Eine linguistische Analyse eines politischen und ökonomischen Modeworts. In: Deutsche Sprache 41, S. 115-141.
- SPD / Grüne (1998): Aufbruch und Erneuerung – Deutschlands Weg ins 21. Jahrhundert. Koalitionsvereinbarung zwischen der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands und BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN. <www.gruene.de/fileadmin/user_upload/Bilder/Redaktion/30_Jahre_-_Serie/Teil_21_Joschka_Fischer/Rot-Gruener_Koalitionsvertrag_1998.pdf> (Stand: 6.3.2018).
- SPD / Grüne (2002): Erneuerung – Gerechtigkeit – Nachhaltigkeit. <www.spd.de/fileadmin/Dokumente/Beschluesse/Bundesparteitag/koalitionsvertrag_bundesparteitag_berlin_2002.pdf> (Stand: 6.3.2018).
- Wagner, Franz W. (2017): Nachhaltigkeit. Vom Bilanzzweck zur Weltformel. In: Wagner, Udo / Schaffhauser-Linzatti, Michaela-Maria (Hg.): Langfristige Perspektiven und Nachhaltigkeit in der Rechnungslegung. Wiesbaden: Springer, S. 33-50.
- Wengeler, Martin (2008): Das Merkelmetri mit seinem theoretischen Reformoptimum. Zu Kommunikations- und Sprachstrategien der Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft. In: Pappert, Steffen / Schröter, Melani / Fix, Ulla (Hg.): Verschlüsseln, Verbergen, Verdecken in öffentlicher und institutioneller Kommunikation. Berlin: Erich Schmidt, S. 85-110.

Bildnachweise

- S. 58: <www.kas.de/upload/ACDP/CDU/Koalitionsverträge/Koalitionsvertrag1994.pdf>
- S. 59: Fotograf: unokorno (Lizenz: CC BY 3.0) <https://de.wikipedia.org/wiki/Hans_Carl_von_Carlowitz#/media/File:Carlowitz_Gedenktafel_Freiberg.jpg>
- S. 60: shutterstock_331587740
- S. 61: shutterstock_370954649
- S. 62: shutterstock_701621245
- S. 63: shutterstock_756120571

Besuchen Sie uns auf facebook.com/ids.mannheim



Photo: Shutterstock 676513822

IDS aktuell

Neues aus dem Institut für Deutsche Sprache in Mannheim



INSTITUT FÜR
DEUTSCHE SPRACHE

Der Newsletter des Instituts für Deutsche Sprache „IDS aktuell“ fasst für Sie die relevantesten Nachrichten rund um das Sprachinstitut zusammen und gibt Ihnen einen kompakten Überblick über seine gegenwärtigen Tätigkeiten.

Unverbindlich und kostenlos erhalten Sie interessante Informationen zu aktuellen sprachlichen Themen, Tagungen, Neuerscheinungen, Projekten, Kooperationen und Angeboten des IDS. Integrierte Links führen direkt zu ausführlichen Berichten, Projekten oder Services.

Der Newsletter erscheint alle zwei Monate. Alle Ausgaben sowie die Möglichkeit zur Anmeldung gibt es unter:

www.ids-mannheim.de/aktuell/newsletter/

Haben Sie Fragen oder Anregungen? Dann schicken Sie uns eine E-Mail an:
ids-aktuell@ids-mannheim.de



VEREIN DER FREUNDE DES INSTITUTS FÜR DEUTSCHE SPRACHE E.V.

Freundeskreis: Zum „Verein der Freunde des Instituts für Deutsche Sprache“ haben sich Sprachfreunde aus vielen privaten und öffentlichen Lebensbereichen (Unternehmen, Verlage, Buchhandlungen, Rundfunkanstalten etc.) zusammengeschlossen, um die wissenschaftliche Arbeit und kulturelle Ausstrahlung des IDS zu unterstützen und zu fördern.

BEITRITTSERKLÄRUNG

Name, Vorname

Straße, Nummer

PLZ, Stadt

Land

Tel.

Geburtstag und -jahr

Staatsangehörigkeit

Beruf

Jahresbeitrag: Gemäß Beschluss der Mitgliederversammlung gelten z.Zt. folgende Beitragssätze
(Mindestbeiträge, im Übrigen nach Selbsteinschätzung):

- institutionelle Mitglieder: mind. EUR 100,- jährlich,
- Privatpersonen: mind. EUR 30,- jährlich,
- Studierende: mind. EUR 15,- jährlich
- Mein selbstgewählter Jahresbeitrag:

Hiermit trete ich dem „Verein der Freunde des Instituts für Deutsche Sprache e.V.“ als Mitglied bei. Die Satzung des Freundeskreises habe ich zur Kenntnis genommen <www.ids-mannheim.de/org/freunde.html>. Die Mitgliedschaft wird wirksam mit Eingang der ersten Beitragszahlung auf das unten genannte Konto. Der „Verein der Freunde des Instituts für Deutsche Sprache e.V.“ ist vom Finanzamt Mannheim als gemeinnützig anerkannt.

Ort, Datum

Unterschrift

Bankverbindung (Commerzbank Mannheim):

IBAN: DE34 6708 0050 0695 2537 00 BIC: DRESDEFF670

Bitte schicken Sie die Beitrittserklärung an das:

Institut für Deutsche Sprache
Postfach 10 16 21
68016 Mannheim

oder an die Fax Nr.:
+49 621 / 1581-200

oder per E-Mail an:
trabold@ids-mannheim.de





SPRACH REPORT IN EIGENER SACHE

Die Zeitschrift SPRACHREPORT richtet sich in erster Linie an alle Sprachinteressierten und informiert vierteljährlich über Forschungen und Meinungen zu aktuellen Themen der germanistischen Sprachwissenschaft, kommentiert Entwicklungstendenzen unserer Sprache und beleuchtet kritisch Sprachkultur und Sprachverständnis.

SPRACHREPORT-Printversion
Unkostenbeitrag: 10,- € jährlich
Digitalversion unter <www.ids-mannheim.de/sprachreport>
Erscheinungsweise: vierteljährlich
Institut für Deutsche Sprache
Postfach 10 16 21
68016 Mannheim
Kontakt: Barbara Stolz
E-Mail: stolz@ids-mannheim.de

Name, Vorname	
Straße, Nummer	
PLZ, Stadt	Land
Tel.	
E-Mail	
Ort, Datum	1. Unterschrift

An die Autoren

Wir bitten Sie, Ihre Beiträge als WINWORD oder RTF-Datei im Anhang per E-Mail zu schicken an: sprachreport@ids-mannheim.de oder auf CD.

Ausführliche Informationen zur Manuskriptgestaltung finden Sie unter:
<http://pub.ids-mannheim.de/laufend/sprachreport/beitrag.html>

Zahlungsart

Ich bezahle die Jahresrechnung per Bankeinzug. Ich ermächtige das IDS, den Rechnungsbetrag von 10,- € von meinem Konto abzubuchen.



Ich warte auf die Jahresrechnung und überweise den Betrag auf das dort genannte Konto.

Die Rechnung wird an die oben genannte Adresse zugestellt. Ich kann die Printversion eine Woche nach Erhalt des ersten Heftes schriftlich widerrufen. Ich bestätige durch meine 2. Unterschrift, dass ich mein Widerrufsrecht zur Kenntnis genommen habe.

Ort, Datum

2. Unterschrift

Die Zeitschrift SPRACHREPORT kann als Printversion nur pro Kalenderjahr bestellt werden. SPRACHREPORT-Ausgaben, die im Jahr des Erstbezugs bereits erschienen sind, werden nachgeliefert. Die Bestellung der Printversion kann frühestens nach Ablauf eines Jahres gekündigt werden. Sie verlängert sich automatisch um ein Jahr, wenn die Kündigung nicht 2 Monate vor Ablauf eines Kalenderjahres schriftlich mitgeteilt wurde.



Besuchen Sie uns auf facebook: www.facebook.com/ids.mannheim